Der

vocalische Lautstand

in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts

nach den

Zeugnissen der alten Grammatiker

und den Grundsätzen der neueren Phonetik

dargestellt

von

Dr. August Lange

Gymnasiallehrer in Elbing

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Elbing

Verlag von C. Meissner

1883

BOTANICAL
DEPARTMENT

4412
L26v
12 MADISON

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Seite

I. Laut und Lautzeichen 1
II. Die Quellen 3
III. Dauer und Klang 7

Erster Teil: Analysis.

A. Die rein oralen Vocale.

I. Aufstellung einer franz. Vocaltafel 11
II. Das 16. Jahrhundert
a. Allgemeines 16
b. Die einzelnen Vocalreihen
a - Reihe 18
i - ê - Reihe 19
u - o - Reihe 20
ü - ö - Reihe 24
Das weibliche e 25

B. Die nasalirten Vocale.

I. Allgemeine Phonetik der franz. Nasalvocale 28
II. Das 16. Jahrhundert
a. Die Nasalirung 29
b. Die vocalische Basis
a - Reihe 32
u - o - Reihe 33
i - e - Reihe 34
ü - ö - Reihe 36

Zweiter Teil: Synthesis.

A. Ein- und Absätze der Vocale 37
B. Verbindungen mehrerer Vocale 39
I. Fallende Diphthonge 39
II. Steigende Diphthonge 43

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Einleitung.

I. Laut und Lautzeichen.

Aussprachliche Untersuchungen können zwei wesentlich von einander verschiedene Aufgaben verfolgen. Es kann sich zunächst darum handeln, die Beziehungen zwischen Schrift und Aussprache aufzusuchen, den allgemeinen Lautwert der Buchstaben und Buchstabenverbindungen in sämmtlichen Wörtern des Sprachschatzes zu bestimmen, Regeln über stumme Lautzeichen und über die verschiedenen Arten der Darstellung eines und desselben Lautes durch die Schrift festzustellen, kurz: lesen zu lehren. Ich möchte dies als die orthoepische Seite des Aussprachestudiums bezeichnen. Jeder, der schreiben kann, hat sie, freilich in umgekehrtem Sinne, beim Erlernen der Orthographie in seiner Muttersprache durchmachen müssen.

Um aber fremde Idiome sich anzueignen, oder um das Lautgebäude einer Sprache, sei es auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwickelung, sei es in ihrem historischen Zusammenhange, wissenschaftlich zu erforschen, sind bloss orthoepische Kenntnisse eben so wenig genügend wie Sicherheit in der Orthographie zur kalligraphischen Ausführung eines Schriftstückes. Denn, wie ein französischer Gelehrter[1]) sich treffend ausdrückt, „chaque race ne fait usage que d'un certain nombre des sons innombrables qui composent le clavier vocal de l'être humain, et se sert en quelque sorte d'une gamme particulière, dans laquelle chaque note est dans une certaine relation avec les autres.“ Diese specielle Tonleiter einer Sprache, das, was ihren ‚accent national‘ ausmacht, zu finden: das ist die Aufgabe der Phonetik.

1) Becq de Fouquières, Traité général de versification française, Paris 1879, p. 217.

So lange es sich dabei um eine lebende Sprache handelt, welche man direct beobachten kann, ist die Rücksicht auf die schriftliche Wiedergabe des Gesprochenen nicht nur nutzlos, sondern unter Umständen geradezu schädlich und das richtige Verständnis der Lautverhältnisse erschwerend. Es ist vielmehr, nachdem die allgemeine Phonetik das System aller möglichen Laute und Lautverbindungen des menschlichen Sprachorgans aufgestellt hat, für jede einzelne Sprache physiologisch und zum Teil akustisch zu untersuchen, welche davon in ihr zur Anwendung kommen. Henry Sweet in seinem „Handbook of Phonetics“ (Oxford 1877) hat diese Methode, den Lautstand lebender Sprachen nach den Grundsätzen der allgemeinen Phonetik festzustellen, zum ersten Male in systematischer Weise durchgeführt.

Auch bei Untersuchungen über vergangene Sprachepochen kann man sowohl orthoepisch als phonetisch verfahren. Nur wird, je weiter man sich von der Gegenwart entfernt und je spärlicher die directen Zeugnisse über die ehemalige Aussprache werden, die phonetische Behandlung um so weniger der Rücksichtnahme auf die Schrift entraten können, und eben so umgekehrt die Darstellung der Aussprache von Buchstaben und Wörtern um so mehr auf phonetische Erörterungen eingehen müssen. Für die französische Sprache des 16. Jh., wo directe Zeugnisse über Aussprache und Lautverhältnisse in Fülle vorhanden sind, lassen sich die beiden Seiten der Frage noch ziemlich gut trennen. Die eine, welche die Aussprache der einzelnen Lautzeichen in allen irgendwie bemerkenswerten Wörtern und Wortgruppen zum Zwecke der Darstellung hat, ist für die reinen Mundvocale in dem Buche des verstorbenen Charles Thurot (De la prononciation française depuis le commencement du XVIe siècle, d'après les témoignages des grammairiens. Tome premier. Paris. Impr. Nat. 1881) mit erschöpfender Ausführlichkeit behandelt worden. Soweit es sich dabei nur um die Feststellung der orthoepischen Tatsachen auf Grund der Quellen handelt, würde eine erneute Untersuchung wohl kaum etwas Vollständigeres und Besseres geben können. Wo sich der Verfasser aber auf lautliche Erörterungen einlässt, werden wir mehrfach Gelegenheit haben ihm zu widersprechen.

Von rein phonetischem Gesichtspunkte aus hat Alexander J. Ellis die französischen Laute des 16. Jh. einer knappen Untersuchung unterzogen in seinem grossen Werke „On Early Englisch Pronunciation“ (London 1869 ff. pp. 819 ff.). Allein, abgesehen davon, dass er nur eine beschränkte Anzahl von Quellen benutzt hat und daher nicht immer zu richtigen Resultaten gelangt ist, scheint mir seine Methode insofern

noch nicht die richtige, als auch er vom Buchstaben ausgeht anstatt vom Laute. Gewiss wird die eigentliche Untersuchungsarbeit, wie alle sprachlichen Forschungen, die inductive Methode zu befolgen haben, und im Laufe derselben wird oft genug auf die Schreibung Bezug zu nehmen sein. Dass es aber bei der Zusammenstellung der Resultate sehr wohl möglich ist, sich direct an das System der Phonetik anzuschliessen und rein lautlich zu verfahren, das hoffe ich durch die nachstehende Abhandlung darzutun.

II. Die Quellen.

Bekanntlich beschäftigten sich die meisten französischen Grammatiker des 16. Jh. vorzugsweise mit orthographischen Reformversuchen, die besonders durch den Missbrauch der sogenannten etymologischen Consonanten hervorgerufen waren. Ohne selbst in diesen Kampf zwischen gräcisirenden Etymologisten und radicalen Phoneticisten einzutreten, werden wir daraus wichtige Resultate für die Fixirung der Lautwerte gewinnen können. Leider konnten sich dabei einige, besonders Meigret[1]) von den Eigentümlichkeiten ihres Dialectes nicht frei machen. Die verständigeren indessen, wie Peletier, H. Estienne, Beza, der Engländer Palsgrave, erkennen bereits einstimmig die Aussprache der guten Pariser Gesellschaft, des Parlaments und der Gerichte der Hauptstadt als mustergiltig an. Diese werden wir daher vor allem festzustellen suchen, ohne darum gewisse Provincialismen ganz auszuschliessen.

Sodann wird sorgfältig zu unterscheiden sein zwischen dem wirklichen Gebrauch und den oft willkürlichen Regeln der Gelehrten, welche vielfach das Französische nach der Schablone der lateinisch-griechischen

1) Vgl. Thurot XXVII. Das Lob, welches Lütgenau in seiner Dissertation über „Jean Palsgrave und seine Aussprache des Französischen“ (Bonn 1880) dem Lyoner Reformator zu Teil werden lässt, scheint mir wenig angebracht. Gewiss hat Meigret sein Gutes, und wenn er von einigen heftig angegriffen wurde, so fehlte es auch nicht an solchen, die ihn wegen der Kühnheit, mit welcher er zuerst gegen die Missbräuche der Orthographie auftrat, hochschätzten. So nennt ihn Ronsard einen „homme de sain et parfait iugement qui a le premier osé desiller les yeux, pour voir l'abus de notre escriture“ (A. F. Didot, Observations sur l'Orthographe ou ortografie française. 2e édition. Paris 1868. p. 122). Allein er besteht zu eigensinnig auf seinen Provincialismen als dass seinen Angaben viel Wert beigemessen werden kann, so z. B. in Betreff des weiblichen *e*, des *au* und des *ou*. Seine Quantitäten (z. B. nation, prononciacion mit *ī*, vgl. Peletier 24) sind oft unverständlich, und sein Capitel über den Accent ist eine ziemlich wüste Ansammlung von Abgeschmacktheiten.

Grammatik zu modeln suchten.[1]) Si tout le monde a tort, tout le monde a raison: das gilt vor allem von Grammatik und Aussprache. Einzelne Grammatiker erkennen das auch offen an. Peletier z. B. sagt (195): La prolation conſiste an la langue de tout vn peuple: antre lequel, non la plus ſeine partie, męs la plus grande, domine. Mit der Schrift freilich, fährt er fort, ist das anders, die kann und muss von den Gelehrten geregelt und geändert werden. Ganz ähnlich äussert sich Ramus.[2]) Vorurteilsfrei ist in dieser Beziehung auch Palsgrave, der aber andrerseits diejenigen französischen Laute, welche er in seiner Muttersprache nicht vorfand, nicht immer ganz richtig aufgefasst zu haben scheint.

Schliesslich ist wohl kaum nötig hervorzuheben, dass wir im Grunde von allen diesen Grammatikern über die physiologische Bildung der Laute herzlich wenig erfahren. Ihre Angaben darüber sind gewöhnlich ziemlich nichtssagend, und selbst in der Darlegung des akustischen Effects sind sie nur zu oft durch die Schrift an unbefangener Auffassung verhindert. Es scheint mir, als ob man bisher manchen ihrer phonetischen Auseinandersetzungen zu viel Gewicht beigelegt und nicht genügend berücksichtigt hat, dass sie von lautphysiologischen Vorgängen doch nur sehr mangelhafte Vorstellungen haben konnten. Aus gewissen anderen Tatsachen aber, die sie berichten, werden wir häufig berechtigt sein auf die Lautverhältnisse ihrer Zeit zu schliessen.

Ich lasse nun ein Verzeichnis der von mir benutzten Grammatiker folgen, um nachher bequemer citiren zu können:[3])

1521 Barcley. — Here begynneth the introductory to wryte, and to pronounce Frenche compyled by Alexander Barcley. (Ellis EEP. 803 ff.)

1528. Erasmus. — De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione Des. Erasmi Roterodami Dialogus. Basileae. M. D. XXXVIII. (GA). Erste Ausgabe nach Thurot XXIV von 1528.

1529. Tory. — Champ fleury ... par Maiſtre Geofroy Tory de Bourges. Paris. 1529. (GA).

---

1) Vgl. die Ausführungen bei Francis Wey, Histoire des Révolutions du Langage en France, Paris 1848, pp. 260, 284, 327. Von Dubois z. B. sagt Wey nicht ganz mit Unrecht (284): Il avait l'intention de traiter de la langue française, mais il n'en considérait le génie propre que comme une quantité d'accidents anomaliques de la latine.

2) Vgl. Ch.-L. Livet, La Grammaire française et les Grammairiens du XVIe siècle. Paris 1859. pp. 179 f. u. 213.

3) Die meisten lieferte die Göttinger Universitätsbibliothek (GA); andere, die dort fehlten, fand ich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin (KB); einen (Dubois) habe ich durch die Güte des Herrn Prof. Vollmöller in einer Abschrift des Münchener Exemplars einsehen können; einige wenige waren mir leider nur in Auszügen zugänglich.

1530. Palsgrave. — Lesclarcissement de la langue Francoyſe compoſe par maiſtre Jehan Palſgraue· Angloys natyf de Londres et gradue de Paris. Anno uerbi incarnati M. D. XXX. (F. Génin, L'Éclaircissement de la Langue Française, par Jean Palsgrave, suivi de la Grammaire de Giles du Guez. Paris 1852).

1531. Dubois. — Jacobi Syluii Ambiani in Linguam Gallicam Isagωge. Parisiis MDXXXI.

1532. Du Guez. — An Introductorie for to lerne to rede, to pronounce and to speke french trewly. (Génin, op. cit.)

1533. Bovelles. — Caroli Bouilli Samarobrini liber de differentia vulgariũ linguarũ, & Gallici ſermonis varietate. Parisiis. M. D. XXXIII. (GA).

1542. Meigret. — Le trętté de la grammęre françoęze, fęt par Louís Meigręt Lionoęs. Paris 1550. Reponse de Louís Meigręt a la dezesperée replique de Glaomalis de Vezelęt, tranſformé ęn Gyllaome dęs Aotels. Paris. 1551. La Reponse de Louís Meigręt a l'Apolojíe de Iáques Pelletier. Paris. 1550. (GA, in einem Bande, 4°) — Schon 1542 (vgl. Thurot XXVII) erschien sein Traité touchant le commun vsage de l'escriture françoise. (Livet 49 ff. Ellis 118, 130).

1548. Des Autels. — Traité touchant l'ancien orthographe françois et ecriture de la langue françoise, contre l'ortographe des Meigretistes, par Glaumalis de Vezelet. Lyon 1548. (Livet 117 ff.) — Replique de Guillaume des Autelz aux furieuses defenses de Louis Meigret. Lyon 1551. (Livet 124 ff.)

1550. Peletier. — Dialogue De l'Ortografe e Prononciation Françoęſe, departì an deus liures par Iacques Peletier du Mans. A Poitiers. 1550. (KB) Die pp. 1—38 enthalten die Apologie A Louis Meigręt Lionnoęs, datirt vom 5 Jan. 1549. Vgl. Thurot XXX.

1550. Pillot. — Gallicae linguae Institutio, latino sermone conscripta, per Joannem Pillotum, Barrensem. Parisiis 1550. (KB)

1555. Périon. — Joachimi Perionii Benedictini Cormœriaceni Dialogorum de linguae Gallicae origini, eiúsque cum Graeca cognatione, libri quatuor. Parisiis 1555. (GA).

1557. R. Estienne. — Grammatica Gallica. (GA, angebunden an H. Estienne's Hypomneses, ohne Titelblatt).

1558. Garnier. — Institutio Gallicae Linguae, in usum juventutis Germanicae, ad illustrissimos iuniores Principes, Landtgrauios

Heſsiae, conſcripta, Autore Ioan. Garnerio. Secunda Editio recognita. Genevae 1593. (GA). Die erste Auflage erschien Marpurgi Haessorum, 1558.

1562. Ramus. — Grammaire de P. de la Ramee, lecteur du Roy, en l'Université de Paris. Paris 1572. (leider nur nach Livet 176 ff, da weder in GA noch in KB vorhanden). Nach Thurot XXXII erschien eine erste Auflage 1562.

1569. Hart. — An Orthographie, conteyning the due order and reason, howe to write or painte thimage of mannes voice, most like to the life and nature. Composed by J. H. (= John Hart) Chester, Heralt. London. 1569. (Ellis 35 f 749 ff.)

1570. Cauchie. — Antonii Caucii Grammatica Gallica. Parisiis 1570. (GA).

1578. Rambaud. — La Declaration des Abus que lon commet en escrivant, Et le moyen de les euiter, & repreſenter nayuement les paroles: ce que iamais homme n'a faict. Par Honorat Rambaud, Maiſtre d'Eſchole à Marſeille. A Lyon. M. D. LXXVIII. (GA).

1579. Joubert. — Traité du Ris, par Laurent Joubert. A Paris. M. D. LXXIX. (GA). Enthält pp. 376 ff: Dialogue sur la Cacographie Franſaize. Expliquant la cauſe de ſa corruption. pp. 390 ff: Annotacions sur l'Orthographie de M. Ioubert, par Christophle de Beau-chatel.

1580. St. Lien. — Claudii a Sancto Vinculo, de pronuntiatione linguae Gallicae libri duo Londini 1580. (KB).

1582. H. Estienne. — Hypomneses De Gall. Lingua peregrinis eam diſcentibus neceſſariae: quaedã vero ipſis etiam Gallis multum profuturae ... Autore Henr. Stephano 1582. (GA, KB).

1584. Beza. — De Francicae Linguae Recta Pronuntiatione. Theodoro Beza auctore Genevae. MDLXXXIIII. (GA).

1606. Masset — Iean Masset, Exact et treſfacile acheminement a la langue francoise. A Paris. M. DC. VI. Gedruckt als Anhang zu: Nicot, Thresor de la langue francoyse. 1606. (GA).

1611. Cotgrave. — Briefe Directions for ſuch as deſire to learne the French Tongue. Gedruckt als Anhang zu: A Dictionarie of the French and English Tongues. Compiled by Randle Cotgrave. London 1611. (GA).

III. Dauer und Klang.

Ehe ich an meine eigentliche Aufgabe, die Feststellung des vocalischen Lautstandes nach der Qualität, herantrete, glaube ich mich erst noch mit der Vocalquantität abfinden zu müssen, um nachher das Feld desto freier zu haben. Ohne dabei auf die historische Seite der bekannten Streitfrage über Klang und Dauer näher einzugehen[1]), beschränke ich mich lediglich auf den physiologischen Gesichtspunkt.

An sich kann jede Vocalnuance beliebig lang ausgehalten werden. Nun giebt es aber Sprachen, wie das Englische und das Norddeutsche, in welchen man, wenigstens in der Terminologie, überein gekommen ist Vocallänge Lauten beizulegen, welche von den entsprechenden sogenannten kurzen qualitativ ganz verschieden sind, so dass hier dem Anscheine nach der quantitative Unterschied zugleich auch immer einen qualitativen bedingt. Mag diese Bezeichnung immerhin eine gewisse historische Berechtigung haben, phonetisch ist sie entschieden ungenau. Im Englischen z. B. wird das ‚kurze' *a* in *man, bad,* obwohl qualitativ identisch mit dem *a* in *hat,* gewöhnlich länger gesprochen, als das ‚lange' *a* in *hate, base.* Ebenso dürfte die Quantität der deutschen *o* in *Mond* und *Mord* bei genauer Messung wohl wenig Unterschied ergeben. Auch ist es im Grunde gar nicht die Zeitdauer, welche man in solchen Fällen durch die Prädicate lang und kurz bezeichnen will, sondern der Unterschied des Klanges.

Die Verkennung dieser Tatsache hat zu mancherlei Verwirrung Veranlassung gegeben, besonders bei uns in Deutschland, wo landschaftliche Verschiedenheiten in der Aussprache eine Verständigung in der Theorie erschweren. Zuerst haben wohl die Engländer den richtigen Sachverhalt erkannt, weil bei ihnen die Qualität der sog. langen Vocale

1) Anmerkungsweise möchte ich freilich auch in dieser Frage eine neue Lösung wenigstens kurz andeuten. Wenn man nämlich in dem ten Brink'schen Gesetz, wie es sich z. B. von Suchier, Zeitschr. III 136, formulirt findet, statt lang und kurz die neue Unterscheidung zwischen eng und weit, die unstreitig die bedeutendste Entdeckung der englischen phonetischen Schule ist, einsetzte, so dürfte sich vielleicht auch die (Böhmer'sche) Antiquantitätspartei befriedigt finden. Erinnern wir uns doch zur Parallele unserer Verhältnisse im Neuhochdeutschen. Hier ist jeder Vocal in offener Silbe, wie ten Brink sagen würde, lang, wie wir sagen, eng geworden, in geschlossener Silbe dagegen fast ausnahmslos erweitet und oft ganz erheblich getrübt. Aehnlich denke ich mir die Sache im Vulgärlatein und Afr. Erste Stufe: $\bar{a}$ und $\check{a}$, $\bar{e}$ und $\check{\imath}$, $\bar{o}$ und $\check{u}$ vereinigen sich zu einem der Quantität nach indifferenten engen a^1, e^1 (Eide *i*) und o^1 (Eide, norm. *u*); $\bar{\imath}$ und $\bar{u}$ werden zu i^1 und u^1. Zweite Stufe: Die drei gutturalen Vocale a^1, u^1, o^1 verschieben sich zu den palatalen e^1, $ü^1$, $ö^1$ (vgl. den Umlaut im Deutschen); das e^1 der ersten Stufe diphthongirt sich zu ei; i^1 bleibt. Lat. $\check{e}$ und $\check{o}$ dagegen werden schon frühzeitig unter dem Einfluss zweigipfliger Aussprache zu *ie* und *uo* (später *ié* und *ué*) diphthongirt. Soweit für offene Silben. In geschlossenen

sich von der der kurzen mehr entfernt als in anderen Sprachen. Sweet (18) sagt: „The first requisite for analysing the formation of the vowels is the power of lengthening and shortening them without altering them in any way. In Englisch, North German, and many other languages, short and long vowels differ not only in quantity but also in quality.“ (Er hätte hinzufügen können: „but not in French“). In demselben Sinne äussert sich Ellis, z. B. p. 106 und pp. 271 ff., wo er wie Sweet (a. a. O.) von dem langen Laute des ‚kurzen‘ oder besser ‚weiten‘ *i* spricht.

Für uns Norddeutsche kann die Frage bei genauerer Prüfung ebenfalls nicht zweifelhaft sein. Wir müssen uns nur erst von den Vorurteilen frei machen, welche unsere Terminologie der langen und kurzen Vocale mit sich bringt. Das Wesentliche ist immer die Qualität, die Quantität kommt, so lange man damit wirklich nur einen Unterschied der Dauer ohne Veränderung des Klanges bezeichnet, erst in zweiter Reihe. In völliger Uebereinstimmung hiermit sagt Eduard Sievers (Grundzüge der Phonetik. Zweite wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Grundzüge der Lautphysiologie.“ Leipzig, 1881. p. 58): „Die Quantität eines Lautes hat an sich keinen Einfluss auf die Qualität desselben. Sie kann daher auch nicht zu einem eigentlichen Eintheilungsprincip erhoben werden.“[1])

Für die Franzosen ist die ganze Schwierigkeit gar nicht vorhanden, sie verstehen nicht einmal die Fragestellung. **Im Französischen** nämlich **bleibt die Qualität eines Vocals auch bei Veränderung der Quantität durchaus constant.** Die Folgen dieses wichtigen Gesetzes sind, dass einerseits die Franzosen in dem Gebrauch der Ausdrücke lang und kurz viel genauer sind als wir, indem sie dieselben wirklich auf blosse Quantitätsunterschiede beschränken, und dass andrerseits die

---

wurden sämtliche Vocale zunächst weit. So speciell *ĭ* zu *i*² (Eide), das sich dann bald zu *e*² senkte. *ĕ* wurde zu einem sehr offenen *ê*², das sich von dem aus *ĭ* entstandenen *e*² eine Zeit lang deutlich unterschied, im 12. Jh. dann aber mit ihm zusammenfiel. Die Unzulässigkeit des Reimes von afr. *e* aus lat. *a: e* aus lat. *ĕ, ĭ* beruht also nicht sowohl darauf, dass ersteres lang, die beiden letzteren kurz, sondern darauf, dass jenes eng, diese weit waren. Wie lange übrigens das Afr. diesen dem Nhd. verwandten Charakter der Vocalenge und -weite je nach offener und geschlossener Silbe bewahrt hat, müsste eine Specialuntersuchung lehren, im Zusammenhange mit den damit in der engsten Beziehung stehenden Accentverhältnissen, da die ganze Erscheinung ohne Zweifel durch exspiratorischen Accent bedingt ist.

1) Anders verhält es sich natürlich bei der historischen Betrachtung des Lautwandels. Dass hier die Quantität unter Umständen einen sehr grossen Einfluss haben und bedeutende Lautunterschiede bewirken kann, zeigt sich recht deutlich am Englischen. Die behauptete Unabhängigkeit der Qualität von der Quantität ist also nur phonetisch, nicht historisch zu verstehen.

Vocalquantität im Französischen von weit geringerer Bedeutung ist als in anderen Sprachen. Wenn sich auch in dem modernen Französisch eine entschiedene Vorliebe für Kürze der Vocale nicht verkennen lässt, so ist doch die Quantität im Ganzen ziemlich unbestimmt und je nach der Stilgattung und der Intention des Sprechenden veränderlich. Vgl. Sweet (59 f.): „In some languages, such as French, the distinctions of long and short are not clearly marked. In French most vowels are half-long, and are only occasionally lengthened or shortened into full longs and shorts.“ Und weiter (125): „The quantity of the (French) vowels is very uncertain.“

Fragen wir nun, wie es damit im 16. Jh. stand, so zögere ich nicht der damaligen Sprache denselben Grundcharacter zuzusprechen. Es ist mir schwer begreiflich, wie Gröber (Zeitschr. III 147) hat sagen können: „Den franz. Orthoepikern seit Palsgrave, Beza und D'Olivet ist die Bestimmtheit der Vocaldauer im Franz. ein bekannter Satz.“ Denn Beza gehört einerseits zu denen, welche die französische Quantität nach dem Muster der lateinischen regeln wollten, so zwar, dass er Wörter wie *altéré, haultaine, endormir, ennemi* als Dactylen, *autant* als Spondäus, *treze, geſir* als Pyrrhichien bezeichnet (12, 77 f.).[1] Andrerseits bestätigt er da, wo er von dieser Methode abgeht und sich auf allgemeinere Bemerkungen über Quantität einlässt, gerade unsere Ansicht. So sagt er (10): „Francorum enim vt ingenia valde mobilia ſunt, ita quoque pronuntiatio celerrima eſt nullo conſonantium concurſu confragoſa pauciſſimis longis ſyllabis retardata: eodem tenore denique volubilis: conſonantibus, ſi dictionem aliquam terminarint, ſic cohaerentibus cum proximis vocibus à vocali incipientibus, vt integra interdum ſententia haud ſecus quàm ſi vnicum eſſet vocabulum efferatur. Exempli gratia, tota haec ſententia, *Je parleray demain à vous à bon eſcient à huict heures du matin*, etſi ſyllabis nouendecim, tamen breuibus omnibus conſtat, éſtque vno ac eodem tenore quaſi connexis inter se proceleusmaticis enuntianda .... Hoc igitur imprimis eſt Germanis prouidendum & attentiſſimè obſeruandum, vt ſeſe huic volubilitati quàm ſtudioſiſſimè aſſuefaciant.“ Und 75: „Sunt autẽ hoc loco mihi admonendi peregrini pauciſſimas eſſe longas ſyllabas in Francica lingua, prae innumerabili breuium multitudine.“ Auch bezeugt er an einem Beispiel sehr klar die Constanz der Qualität bei veränderter Quantität (41): „prior ſyllaba in *maiſtre* & media in *permettre*, non ſono ſed ſola quantitate differũt.“ Und was Palsgrave anbetrifft, so sagt dieser

1) Auf ähnliche Irrwege geräth Périon, der sich der griechischen Accentregeln bedient um die Quantität der franz. Wörter zu bestimmen.

wörtlich (53): There is no vowel in the frenche tong whiche of his owne nature is long in pronounciation.“ Nach ihm giebt es lange Vocale nur am Ende eines Satzes unter Einfluss des Accentes.

Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, welche im Franz. Länge des Vocals bewirken.[1]) Die eine ist der regressive Einfluss gewisser lauter Consonanten, besonders des *r* und der stimmhaften Spiranten *z, ž, r* (vgl. Sweet 125). Die Tendenz den Vocal vor diesen Lauten zu verlängern, welche in dem heutigen Französisch sehr stark ausgesprochen ist, macht sich schon im 16. Jh. fühlbar, wenigstens vor *r* und *z*. Périon (112 v°) giebt als lang die Endungen *ire, ure, ise, use, eure, euse*, St. Lien (84) *ase, aise, ise, ose, use, euse, (able, ible)*, Peletier (172) schreibt Länge vor Doppel-*r* vor. Wichtiger indessen ist für jene Zeit die Ersatzdehnung vor verstummten Consonanten, besonders vor *s*. Ursprünglich ein Lautgesetz, wurde diese Ersatzdehnung dann mit der schwindenden Erinnerung an ihren Ursprung bald mehr und mehr bloss conventionell. Wenn man sie heute noch in *tête, fête, pâte, mâtin* u. ähnl. beobachtet um diese Wörter von *tette, faite, patte, matin* zu unterscheiden, so fängt man andrerseits bereits an den Circumflex in *château, roûte, flûte, vous êtes* und manchen anderen nicht mehr zu respectiren. Der Unterschied zwischen *il fut* und *qu'il fût*, zwischen *il aima* und *qu'il aimât* (wie auch zwischen *ami* und *amie*) besteht heute nur noch in den Regeln der Orthoepiker, die gesprochene Sprache kennt ihn nicht mehr. Für das 16. Jh. freilich, wo die Erinnerung an jene Consonanten noch frisch war, darf man wohl grössere Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung dieser Ersatzlängen annehmen. Die Grammatiker werden nicht müde die Verlängerung des Vocals vor stummem *s* zu lehren.[2]) Indessen ist es für die ganze Frage der franz. Vocalquantität immerhin ein interessantes Factum, dass eine nicht geringe Anzahl von ihnen überhaupt mit keiner Silbe der Quantität Erwähnung tut: so Barcley, Tory, Dubois, Bovelles, Pillot[3]), Garnier, Cauchie, Rambaud, Joubert. Dieser

1) Lücking, Französische Schulgrammatik, Berlin 1880, p. 4, macht dieselbe Unterscheidung.

2) Vgl. namentlich Palsgrave XXI u. 55 („So that a great cause why the vowell is longe in pronounciation is by cause that . . . the consonant next folowynge hym is left unsounded), Peletier 88 u. 182, R. Estienne 8, H. Estienne 6 f., St. Lien 16 ff., Beza 71 (der aber die Einschiebung eines unorganischen *s* als Quantitätszeichen tadelt: „In *fm* quiefcit, vt *blefme, quarefme, blafme:* in quibus videtur / fcribi ad producẽdam duntaxat fyllabam, idque non paruo abusu, quum literae non fint inuentae vt pronuntiationis quantitatem significent.“)

3) Die „Remarque“, welche Livet (285) wie eine Quantitätsregel Pillot's giebt, findet sich bei diesem nicht.

Umstand und die mannigfachen Widersprüche zwischen denjenigen, welche Länge und Kürze unterscheiden, beweist zur Genüge, wie nebensächlich und unbestimmt die Quantität war.

Bemerkenswert ist ferner, dass es sich da, wo von Quantitätsunterschieden die Rede ist, in den allermeisten Fällen um den Vocal *a* handelt. H. Estienne, der sehr ausführlich hierüber ist, sagt (4): „haud pauca vocabula, quae illud (sc. elementum A) habent, non rectè pronuntiabis, nisi de hoc quoque praemonearis, in quibusdam vocabulis longum, in aliis, & quidem multo pluribus, breue esse. Sicut enim ampliorem quendam quàm alia vocalis habet sonum, ita error in quantitate syllabica hîc à pronuntiante commissus, facilius quàm alibi deprehendetur.“ Man kann sich kaum besser darüber ausdrücken. Gerade das *a* nämlich, welches von allen Vocalen das grösste Articulationsgebiet hat (Sievers 67), und welches daher ziemlich bedeutende Klangdifferenzen erleiden kann ohne darum seinen *a*-Character einzubüssen, hat die natürliche Tendenz sich bei langer Quantität zu verdunkeln.[1]) Das *a* bildet also in gewissem Sinne eine Ausnahme von unserem Princip über die Constanz der Qualität.[2])

Erster Teil: Analysis.

A. Die rein oralen Vocale.

I. Aufstellung einer französischen Vocaltafel.

Das Beste, was bisher vom phonetischen Standpunkte aus über die Aussprache des modernen Französisch geschrieben worden ist, sind ohne Zweifel die wenigen Seiten bei Sweet (122—128) und die zerstreuten Bemerkungen Johan Storm's in dem ersten Capitel seiner „Englischen Philologie“ (Heilbronn 1881). Die Vocaltafel, welche

1) Man kann sich leicht hiervon überzeugen, wenn man versucht den Laut unseres deutschen *a* lang auszuhalten. Er geht dann sofort in *ä* über, während die Dehnung anderer kurzer Vocale ohne Veränderung der Qualität leicht gelingt.

2) Vgl. auch Lücking, Gr 432, 1 und Herrig's Archiv LIX 407 f. Für *o* und *ö* kann ich denselben Zusammenhang zwischen Quantität und Qualität, wie Thurot (1) es will, nicht zugeben. Er hat recht für *hôte* und *hotte*, aber nicht für *peur* und *goutteux*, noch für andere Beispiele, wie *mort, Rome, loge*, welche lange Vocale haben, obwohl das *o* enthaltend, welches er ‚grave‘ nennt, während *mot, dos, deux* kurz sind trotz des *o* ‚aigu‘.

Sweet (122) für das Französische aufstellt, ist, wenn ich statt seiner etwas unbequemen Zeichen diejenigen Sievers' (77) substituire und die Nasalvocale zunächst ganz unberücksichtigt lasse, wie folgt:

		narrow			wide		
		back	mixed	front	back	mixed	front
unrounded	high			i^1			
	mid		$\ddot{e}^1$	e^1	α^2		e^2
	low			$æ^1$			
rounded	high	u^1		y^1			
	mid	o^1		$ɔ^1$	o^2	$\ddot{o}^2$	$ɔ^2$
	low			$œ^1$			

Indessen schon durch die darauf folgenden Zusätze Sweet's und noch mehr durch Storm's Anmerkungen dazu hat diese Tafel allerlei kleine Modificationen erfahren. Wenn ich aus allem dem die letzten Consequenzen ziehe und damit die Resultate meiner eigenen mehrjährigen Beobachtungen vergleiche, so glaube ich vorstehende Tafel auf folgende einfachere Form zurückführen zu können:[1])

	A¹	B¹	C¹	A²	B²	C²
I			$\grave{i}$			
II		$\acute{a}$	$\grave{e}$			
III		$\hat{a}$	$\grave{\varepsilon}$			
1		$\underset{\circ}{u}$	$\grave{\underset{\circ}{ü}}$			
2		$\underset{\circ}{\acute{o}}$	$\grave{\underset{\circ}{\ddot{o}}}$			
3		$\underset{\circ}{\grave{o}}$	$\grave{\underset{\circ}{\ddot{o}}}$			

1) Ich bezeichne die Felder nach Art eines Schachbrettes um bequemer die verschiedenen Momente der Mundstellung zusammenfassen zu können. Die Zeichen habe ich möglichst einfach gewählt um schneller verständlich zu sein. Ich verliere dabei nichts von der Genauigkeit Sweet's, da ja durch das Feld

Die Gründe, welche mich bewegen, von der Sweet'schen Vocaltafel in verschiedenen Punkten abzuweichen, sind im Einzelnen kurz folgende. Die *front vowels* stimmen im Ganzen überein. Zu bemerken ist nur die Vereinigung von Sweet's $æ^1$ und e^2 in dem Felde C¹III und eben so die von $æ^1$ und $ɔ^2$ in dem Felde C¹3. Die letztere wird natürlich erscheinen, da offenbar *peur* und *peuple*, zu dem sich übrigens auch Sweet's $ɔ̈^1$, der Vocal von *que*, stellt (vgl. Storm 66), nur durch die Quantität differiren (vgl. Storm 73). Die erstere könnte mehr Bedenken erregen. Allein selbst das ganz kurze *e* im franz. *net* erscheint mir von engl. *met* und deutschem *fett* merklich verschieden und durchaus eng, von dem *e* in *tête* nur quantitativ differirend (vgl. z. B. etwas gedehntes *nettement*). Der akustische Unterschied zwischen offenem *ö* und *e* (wie auch offenem *o*) im Französischen und im Deutschen ist zwar nicht sehr bedeutend, aber doch hörbar und meiner Ansicht nach darauf zurückzuführen, dass die französischen Laute *narrow* und *low*, die deutschen *wide* und *mid* sind. (Das deutsche lange *è* von *der*, *dem* dagegen ist auch *narrow*, aber mehr *raised* und *inner* als das französische *è*.) Ausserdem möchte ich beide C-Reihen als *outer vowels* bezeichnen, da mir gerade das Französische die äusserste Grenze der *front position* zu vertreten scheint — C¹1—3 und überhaupt alle *round vowels* sind im Französischen viel stärker labialisirt als im Deutschen oder gar im Englischen (vgl. Sweet 99). Französisches *ü* z. B. ist von dem deutschen, besonders dem süddeutschen *ü*, welches sehr wenig gerundet ist und daher ganz gewöhnlich mit *i* verwechselt wird, schon dem akustischen Effect nach merklich verschieden,

---

selbst, in welches ich sie setze, ihr Lautwert hinreichend bestimmt ist. *a* (nach Storm) bezeichnet das helle *a* von *mal*, *patte*, *â* das dunkle *a* von *mâle*, *pâte*. Ein ₒ unter einem labialen Vocal bedeutet hochgradige Labialisirung mit Vorstülpen der Lippen verbunden. Genau genommen müsste beides noch getrennt werden, für das Franz. ist das aber nicht nötig. Die engen Vocale werden von den weiten, wenn nötig, durch die Indices 1 und 2 (nach Sievers) unterschieden.

Uebrigens scheint mir, als ob man statt der 3 verticalen Reihen Sweet's (*back, mixed, front*) besser zunächst nur zwei Hauptunterschiede (gutturale und palatale Vocale) machen und dann lieber jede dieser Hauptreihen noch in zwei Unterabteilungen (*inner* und *outer*, hintere und vordere) zerlegen würde. Stellen sich doch sämtliche *mixed vowels* Sweet's ihrem allgemeinen Charakter nach viel näher zu den *back* als zu den *front v.* und sind von jenen wohl kaum mehr verschieden als *outer* und *inner front v.* Man hätte dann also, wie zwischen engen und weiten, so auch zunächst nur zwischen gutturalen und palatalen Vocalen zu unterscheiden. Erwägt man ferner, dass sich *a* von *o*, *e* von *ö*, *i* von *ü* einzig und allein durch die Labialisirung unterscheiden, so könnte man, wie von stimmhaften und stimmlosen (gutturalen, palatalen, dentalen und labialen) Consonanten, so auch von lippenhaften und lippenlosen (gutturalen und palatalen) Vocalen sprechen. Eine ähnliche Einteilung, wenn auch nicht rein durchgeführt, findet sich schon bei den ältesten englischen Phonetikern Wallis (1653) und Holder (1669), vgl. Michaelis, Herrig's Archiv LXV 412 u. 418.

etwa = Brücke's *ui*, während das deutsche = *iu*[1]). Eben so finde ich einen erheblichen Unterschied zwischen französischem und deutschem *u* und *ó*. Die französischen Laute scheinen mir weiter nach vorn zu liegen. Was dem Mundcanal dadurch an der für diese dunklen Vocale nötigen Länge abgeht, wird durch das starke Vorstülpen und Runden der Lippen ersetzt. Französisches *u* und *ü* stehen sich in der Tat viel näher als im Deutschen. — Endlich habe ich franz. *ò*, dessen *mixed position* ja schon Sweet mit Bell gegen Ellis erkannte (vgl. E. E. Pr. 95), dem *è* und *ö* völlig coordiniren zu müssen geglaubt. Vergleiche ich z. B. franz. *encore* und engl. *lord*, dessen *o(r)* nach Sweet (29) = o^1 ($A^1 3$) ist, so kann ich einen Unterschied zwischen beiden nur darin finden, dass der französische Laut mehr nach vorn liegt. Sweet's o^2 und $\ddot{o}^2$, deren Zweiteilung etwas unklar ist, fallen dann beide mit unserem *ò* zusammen.

So wären denn die Reihen C^1 I—III, C^1 1—3 und B^1 1—3 in schönster Uebereinstimmung. Schwieriger ist die *a*-Reihe. Storm (69) sagt, dass sich der romanische *a*-Laut vom germanischen durch seine stetige Hellheit unterscheidet. Worauf beruht diese Hellheit? Ich glaube, auf *narrowness* und *mixed position*. Das letztere giebt auch Sweet zu (26: The French *a* tends also towards *ɑ*). Die Engheit scheint mir ausser Zweifel, wenn man engl. *but* vergleicht, dessen Annäherung an *a* von Sweet (25) und Storm (66, Anm. 1) constatirt wird. Wenn ich von engl. *but* in franz. *patte* übergehe, so vermag ich nicht das geringste Nachlassen in der Spannung der Zunge, sondern nur ein Vorrücken derselben zu bemerken: also B^1 II. Und *â* wird dann wohl seine Stelle in B^1 III finden müssen Freilich stimmen hiermit die Beispiele, welche Sweet und Storm nach B^1 II und III setzen, nicht überein. Vielleicht sind dieselben aber besser anders zu placiren. Das *e* in deutsch *Gabe* ist, wenigstens nach meiner norddeutschen Aussprache, durchaus nicht eng, sondern weit und labial, also etwa nach C^2 2 zu setzen. Engl. *bird* in dieser Reihe ist mir unverständlich. Ich würde es für ein schwach labialisirtes B^2 III oder 3 halten. Jedenfalls kann ich mich nicht dazu entschliessen, nachdem alle übrigen weiten Vocale verschwunden sind, für *â* als einzige Ausnahme einen solchen anzusetzen. Eher würde ich, wenn es etwa mit deutschem *a* in *Vater* identificirt werden soll, dieses letztere auch für eng halten.

---

1) E. Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. 2. Aufl. Wien 1876, p. 28.

Aus allem diesem ergeben sich nun folgende

allgemeine Merkmale:

a) Alle Vocale sind eng.
b) Beide Vocalreihen, sowohl die gutturale als die palatale, sind vordere.
c) Die Labialisirung der Reihen 1—3 ist stark ausgeprägt.

Diese drei Punkte bilden die ‚Operationsbasis' (Sievers 83), den ‚timbre' (Sweet 97 ff.) für die Aussprache der franz. Vocale: Die stete Spannung und kräftige Articulation der Zunge (a) bewirkt eine verhältnismässig grosse Reinheit und Präcision aller Vocale; die so oft beobachtete Lautbildung in dem vorderen Teile des Mundes (b) verleiht den rein lingualen Vocalen eine grosse Hellheit und Schärfe; und die energische Lippenarticulation (c) endlich den labialisirten eine gewisse runde Fülle und Dunkelheit. Hiermit hängen denn auch die andern Eigentümlichkeiten des ‚accent français' aufs engste zusammen. Das oben aufgestellte Princip über die Constanz der Qualität ist eine notwendige Folge der steten Engheit. In den Sprachen nämlich, in welchen sich die Qualität bei veränderter Quantität ebenfalls ändert, geschieht dies gewöhnlich in der Weise, dass in geschlossenen Silben die Zungen-Articulation erschlafft und so statt des engen der entsprechende weite (kurze) Vocal erzeugt wird. Erwägt man ferner, dass auch die französischen Consonanten sämmtlich eng sind (Sweet 124), so folgt aus dieser stetigen Gleichmässigkeit der Articulation ein gewisser Mangel an fester Silben- und Wortgliederung (Sweet 126), und hierauf wieder beruht die Schwäche des französischen Accentes (Sweet 93). [1])

1) Im classischen Latein, wie im Griechischen und Indogermanischen überhaupt, war der Accent ein freier, chromatischer, was der häufige Widerspruch zwischen Wort- und Versaccent zur Genüge dartut. Im Vulgärlatein entwickelte sich aber, eben so wie im Germanischen, ein fester, stark exspiratorischer Wortaccent (daher Verse wie „Omnes quí gaudétis páce, módo vérum júdicáte", vgl. Tobler, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit, Leipzig 1880 p. 3), welcher dann im Franz. den Schwund der posttonischen Vocale zur Folge hatte. Innerhalb des Franz. aber wurde der Accent allmählich wieder zum musikalischen, und neben diesem gewinnt in der neuesten Zeit der oratorische eine solche Stärke und in einzelnen Fällen sogar eine solche Regelmässigkeit, dass die Annahme nicht unberechtigt erscheint, derselbe werde sich schliesslich wieder zum exspiratorischen entwickeln. Wenn Schuchardt (Zeitschr. IV 144) ein Wort wie *Dubois* geradezu ein Paroxytonon nennt, so hat er wohl schon mehr diese zukünftige Verdichtung des oratorischen Accentes zum rein exspiratorischen im Auge als das gegenwärtige Stadium des franz. Accentes, in welchem jener den alten Wortaccent auf der letzten vollen Silbe zwar zu übertönen, aber noch nicht vollständig aufzuheben vermag. Vgl. darüber die sehr treffenden Bemerkungen Storm's (77 ff. u. Literaturbl. II 59 f.), mit denen meine Beobachtungen durch-

II. Das 16. Jahrhundert.

a. Allgemeines.

Die drei Eigentümlichkeiten, welche Palsgrave (XV) der französischen Aussprache zuschreibt, nämlich „to be armonious in theyr speking: to be brefe and sodayne in soundyng of theyr wordes, avoydyng all maner of harshenesse in theyr pronunciation: and thirdly to gyve every worde that they abyde and reste upon, their most audible sounde", würden sich allenfalls auf die von mir aufgestellten Merkmale beziehen lassen, wenn er sie nicht gleich darauf auf ganz specielle Dinge anwendete. Aus den Worten St. Lien's (44): „Quoniam gallicum idioma (propter pronuntiationis, ac ſoni ſuauitatem) iurè lingua mulierum nuncupari poteſt, danda eſt opera vt candidus lector omnem aſperitatem fugiat: imo prorſus abhorreat." liesse sich vielleicht unser Merkmal b folgern, allein mit Sicherheit dürfte sich weder hierfür noch für die Stärke der Labialisirung (Merkmal c) ein Beweis erbringen lassen. Den wichtigsten Punkt aber, die Enge der Articulation, glaube ich auch bereits für das 16. Jh. nachweisen zu können. Allerdings nicht etwa aus solchen Stellen wie Bovelles (21): „I vocalis, in omni dictionum quarumlibet loco, id eſt, & in initio, & in medio, & in fine, perfectum & integrum habet ſonum", denn dasselbe sagt er auch (19) vom *a*, (22) vom *o*, während hier doch zwei Laute zu unterscheiden sind. Indessen bieten sich indirecte Beweise dar, besonders aus der Betrachtung der Accentverhältnisse.

G. Paris, Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française, (Paris, 1862), p. 17, sagt: „Cet affaiblissement de l'accent doit avoir été en croissant depuis l'origine de la langue, car de nos jours il est beaucoup plus avancé dans les classes polies et lettrées

---

aus übereinstimmen. Ich hätte höchstens einen Punkt hinzuzufügen, der sich auf die von Storm ganz zuletzt (82 f.) citirte Ansicht Guyard's bezieht. Ich meine, dass in Sätzen wie *j'ai parlé au roi*, und vielen anderen (nicht aber in *j'ai parlé*) der Wortaccent der Silbe *(par)lé* allerdings durch den rhetorischen oder besser rhythmischen Accent der Silbe *par(lé)* vollständig aufgehoben werden kann. Das kommt aber nur daher, dass der ganze Satz wie ein einziges Wort gesprochen wird und daher einen Wortaccent nur auf der letzten Silbe *roi* hat. Eben so verschwindet in Ausdrücken wie *une jolie femme, donnez-moi, Henri quatre, laisser faire, je ne savais pas, les épis d'or, le faubourg St.-Denis*, der Wortaccent von *jolie, donnez, Henri* etc. vollständig zu Gunsten desjenigen von *femme, moi, quatre* etc., gerade als wäre das ganze ein einziges Wort (vgl. *jolie femme* und *jolicrette, épis d'or* und *épigramme*). Spricht man dagegen die Wörter *parlé, jolie, donnez, Henri* etc. einzeln oder vor einer Pause, so kann man zwar auch noch einen oratorischen Accent auf die erste Silbe legen, aber man kann nicht mehr den Wortaccent der letzten entbehren. Wenn je, so trifft also hier das Sprüchwort zu, dass die Ausnahme die Regel bestätigt.

que dans le peuple.“ Im 16. Jh. muss diese allmähliche Abschwächung des Wortaccentes, wenn gleich jedenfalls noch wenig oder gar nicht durch den heute immer mehr überhand nehmenden oratorischen Accent beeinträchtigt, schon ziemlich weit vorgeschritten gewesen sein. Denn

1) Wäre noch ein so stark exspiratorischer Accent vorhanden gewesen wie etwa beim Uebergange des Vulgärlateins ins Französische, so hätte derselbe auch ähnliche lautliche Veränderungen in den unbetonten Silben hervorrufen müssen. Die gerade damals und bereits früher so zahlreich entlehnten *mots savants* zeigen aber vielmehr dauernde Erhaltung sämtlicher Silben.

2) Wenn es schon bezeichnend genug für die geringe Bedeutung des Accentes ist, dass nur sehr wenige Grammatiker überhaupt etwas über Accentuation sagen, so ist der Umstand noch lehrreicher, dass die wenigen, welche davon sprechen, höchst confuse Vorstellungen haben. Périon adoptirt die griechische Accenttheorie im Anschluss an die Quantität der Silben. Meigret's Capitel über den Accent wimmelt von Widersprüchen und Unverständlichkeiten. Dieselbe Unklarheit über das, was jedem, dessen Muttersprache exspiratorischen Accent besitzt, höchst einfach und selbstverständlich erscheint, lässt sich auch bei den heutigen Franzosen constatiren.[1]) Sie wissen nicht, was Accent ist, und bezeichnen daher mit ihrem Worte *accent* meistens etwas ganz anderes.

3) Wenn andrerseits Palsgrave, „qui a constaté le premier la position de l'accent tonique en français“[2]), mehrfach (XVI, XXI, 46) wiederholt, dass der Accent im Französischen stets auf der letzten vollen Silbe ruht, so beweist das nur, dass sein Gehör fein genug war um ihn dort herauszuhören, wo er wirklich lag und wo er noch heute liegt, nicht aber, dass es ein stark exspiratorischer war. Bezeugt er doch selbst (58) „the brefnesse that the frenche tong useth in soundyng of theyr wordes, whiche in redynge and spekynge never cesse or pause, tyl they come at suche worde where the poynt shulde be“, was einerseits auf Bindung, andrerseits auf schwachen Accent schliessen lässt.[3]) War aber der Accent schon mehr oder weniger so, wie er heute ist, so war dies nur möglich in Folge der Gleichmässigkeit der Silben, und diese wieder beruht auf Enge der Articulation, speciell der Vocale.

1) Vgl. z. B. die irrigen Ansichten des Prof. Cassal bei Sweet (126[a]) und dazu Storm 79 f.

2) Didot, Observ. sur l'orthogr. fr. 480.

3) Vgl. auch die oben (p. 9) citirte Stelle des Beza.

Direct beweisend hierfür ist auch eine Stelle bei Erasmus (107): . . . uulgata Gallorũ ꝓnũtiatio, q omnes ferè ſonãt ut natura lõgas duas cõſonantes aut unã geminã uoce ſeparãtes à uocali præcedenti. Nos enim *uidiſti,* ſonamus, ut penultima ſyllaba deſinat in s, ultima incipiat à t, Gallus penultimã finit in i, & ultimam incipit à ſt.“ Offenbar handelt es sich hier nicht um eine verschiedene Silbentrennung, sondern um einen wichtigen Unterschied der Aussprache. Während das Deutsche das Princip befolgt den Vocal in geschlossener Silbe zu erweiten, bleibt der enge Laut im Franz. selbst vor mehreren Consonanten. Aehnlich transcribirt der englische Phonetiker John Hart (Ellis 803) die lat. Wörter *dimitte, dimittimus* in franz. Aussprache als *dimiite, dimiitimyyz.* Dem Engländer erschien das *i* der zweiten Silbe als lang, weil es die Enge bewahrte, ähnlich wie uns noch heute Wörter wie *il, lune, foule* wegen der Enge des Vocals leicht den Eindruck der Länge machen, während doch der Franzose sie durchaus und mit Bewusstsein kurz spricht. Dies ist jedenfalls auch der Grund, weshalb Sweet (126) hat sagen können, dass es keine ‚*syllabification*‘ im Franz. giebt, was natürlich cum grano salis zu verstehen ist.

b) Die einzelnen Vocalreihen.

a-Reihe.

Mit dem *a* geben sich die Grammatiker nicht viel ab, weil sie es als den natürlichsten Vocal ansehen, dessen Laut keine Schwierigkeiten macht.[1]) Sie geben ihm gewöhnlich einen sehr offenen Laut[2]), tadeln aber die Verwechselung von *a* und *e,* welche in Paris, besonders vor *r,* häufig war.[3]) Von zwei verschiedenen *a*-Lauten spricht, abgesehen vom nasalen *a,* niemand. Indessen haben wir oben bereits gesehen, dass man gerade beim *a* die Quantität am besten beobachtete, weil zugleich ein Unterschied der Qualität damit verbunden war. Wir werden also für das 16. Jh. dieselben beiden *a* unterscheiden können wie heute: *a* und *â*. Selbst das *â* bewahrte aber einen ziemlich hellen Laut (B III) und war verschieden von dem dunklen deutschen *a* (A III).

---

1) Vgl. Erasmus 71 und Sievers 67, Anm. 5.

2) Tory XXXIII v°: „A veult estre pronunce apertement“. Dubois 2: A ore largiter diducto profertur. Palsgrave 2: = ital. *a*. Du Guez 899: „Ye shal pronounce your *a*, as wyde open mouthed as ye can“.

3) Tory XXXIII v°: „Au contraire les Dames de Paris, en lieu de A pronuncent E. bien ſouuent, quant elles diſent. Mon mery est a la porte de Peris, ou il ſe faict peier.“ Aehnlich H. Estienne 19, St. Lien 32. Vgl. Thurot 3 ff. Darmesteter-Hatzfeld, Le XVIe siècle en France, Paris 1878, p. 201 f.

Vgl. Beza 12: Haec vocalis ſono in radice linguae ſolis faucibus formato, ore hiante clarè & ſonorè a Francis effertur, quum illam Germani obſcurius & ſono quodam ad quartam vocalem o accedente pronuntient.

i-e-Reihe.

Beim *i* „il ny a poīt de difficulté“ (Meigret 8 r°). „L'i, gardant une énergie native, se refusait à toute modification, excepté celle de la durée.“[1]) Die wenigen Grammatiker, welche vom *i* besonders handeln, geben ihm meistens einfach den Laut des lat. *i*[2]). Du Guez 899: „as sharpe as can be,“ deutet auf sehr enge Aussprache und vorderen palatalen Laut (vgl. Ellis 109). Palsgrave unterscheidet zwei *i*, eins in der Mitte, ein anderes am Anfange oder Ende der Wörter. Er sagt (6): „Regula prima: *I*, in the frenche tong, hath II dyverse maners of soundynges. The soundyng of *i*, which is most generally used in the frenche tong, is like as the Italians sounde *i*, and suche with us as sounde the latine tong aright, whiche is almost as we sounde *e* in these wordes «a bee a flie, a beere for a deed corps, a peere a felowe, a fee a rewarde,» a litell more soundynge towardes *i*, as we sounde *i* with us. Regula secunda: If *i* be the first letter in a frenche worde or the laste, he shall in these two places, be sounded lyke as we do this letter *y* in these wordes with us «by and by, a spye, a flye, awry» and suche other, in whiche places, in those frenche bokes as be diligently imprinted, they use to writte this letter *y*. But whether the frenche worde be written with *i* or *y*, in these two places he shalbe sounded as I have shewed here in this rule, as in *ymage, conuerty, ydole, estourdy,* in whiche the *y* hath suche sounde as we wolde gyve hym in our tonge.“ Die erste Regel findet Ellis (109) *sufficiently perplexing* und die zweite *still more enigmatical*. In der Tat ist nicht einzusehen, was für einen Unterschied Palsgrave meint, zumal wir nach Ellis nicht wissen, wie er die Wörter *by and by, spye* etc. aussprach. Beide Regeln passen offenbar nur auf denselben Laut, denn das *i* von *image* war eben dasselbe wie ital. *i* oder engl. *ee*. An einen Unterschied zwischen einfach oralem und nasalirtem oder halbvocalisch gebrauchten *i* ist also nicht zu denken. Die Stelle bleibt demnach unverständlich.

1) A. Loiseau, Étude historique et philologique sur Jean Pillot et sur les doctrines grammaticales du XVIe siècle. Paris. 1866. p, 34.

2) So Cauchie 5, H. Estienne 28. Tory XLVI r°. sagt: „I veult eſtre pronunce . . . dune alayne & eſperit yſſant entre les dents ung peu ſerrees.“ Beza 16: „ . . . quū hęc litera vocalis eſt natiuum illū tenuissimū ſonum retinet cęteris linguis vſitatum.“

Was das *e* anbetrifft, so war die erste Unterscheidung, welche die Grammatiker machten, die zwischen männlichem und weiblichem *e*.[1]) Einige kennen sogar keinen weiteren Unterschied, so Périon, Garnier, selbst Palsgrave und später Cotgrave. Die meisten freilich unterscheiden schon sehr genau zwischen denselben drei *e* (*é*, *è* und weibl. *e*), welche die heutige Grammatik anerkennt: so Tory, Bovelles, Des Autels, Peletier, Beza, Ramus, Rambaud. Andere, wie Pillot, St. Lien, H. Estienne, machen zunächst nur eine Zweiteilung zwischen männlichem und weiblichem *e*, fügen dann aber hinzu, dass das männliche zuweilen auch den offenen Laut hat.

Wir lassen vorläufig das weibl. *e* als dieser Reihe nicht angehörig, bei Seite. Das geschlossene *e*, ‚e clos' oder auch ‚e Latinum' im Gegensatz zu dem *è* ‚Gallicum' genannt, war natürlich das *e* von C^1 II. Das Feld C^1 III unserer Tafel müsste eigentlich in zwei oder, da die ganze Palatalreihe (C) in eine vordere und hintere zerfällt, genau genommen in vier geteilt werden: ein oberes und unteres, ein vorderes und hinteres. Das deutsche *è* von *der*, und auch wohl das engl. *a* von *dare*, würde in das hintere obere, das franz. *è* von *père*, *aime* in das vordere untere zu setzen sein. Das *è* des 16. Jh. war jedenfalls auch das untere. Das ergiebt sich schon aus der Tatsache, dass man es so allgemein von *é* zu unterscheiden wusste, was bei zwei so benachbarten Lauten wie *é* und oberes *è* ziemlich auffallend wäre. Vielleicht existirte letzteres als Provincialismus. Wenigstens hat Dubois (VIII v°) ein ‚e medium', welches er von *é* unterscheidet und besonders in der Endung *-ez* gesprochen wissen will.[2]) Jedenfalls hat Ellis (882) unrecht dies als das weite *e* von C^2II anzusetzen. Vgl. auch St. Lien (71 f.): „at verò in *chantez, danſez,* ac reliquis in *z* definentibus: *cz,* acutiùs multò effertur, trahens vltimam ſyllabam quaſi ad latinorum vſum ſeu pronuntiationem, cùm exprimunt lapides, dies, ſpecies: quamvis tamen non tantum hiemus."

u-o-Reihe.

Ramus ist der einzige unter den Grammatikern des 16. Jh., welcher schon eine, allerdings noch ziemlich unbestimmte, Vorstellung von dem wichtigen Unterschiede zwischen rein lingualen und labialisirten Vocalen hatte. Er unterscheidet *voyelles ouvertes* und *voyelles arrondies* (Livet 186 ff.), allein, noch zu sehr unter dem Einfluss der

1) Nur Meigret macht dieselbe nicht, weil er, wie wir weiter unten sehen werden, das weibl. *e* wie ein *é* sprach.

2) Vgl. Wey 280 f.

Schrift stehend, zählt er *au* und *eu* zu den ersteren, weil sie mit *a* und *e* geschrieben werden. Er hat daher nur drei *voyelles arrondies: o, ou, u.* Die Angaben der übrigen Grammatiker entsprechen noch weit weniger dem wahren Sachverhalt.

Zunächst sehen mehrere unter ihnen das *ou* für einen Diphthong an. Das kann uns nicht wunder nehmen in einer Zeit, wo man noch beständig Laut und Lautzeichen verwechselte So sagt z. B. Peletier (20) gegen Meigret: „Que ſi tu vouloęs dire que ou ſonne trop ſimplemant pour ętre Diftongue, la ou les deus voyęlles doęuet ętre ſanties, je dì qu'auſsi on les j ſant: Męs pour l'affinite qu'ont touſjours úe ces deus voyęlles anſamble (témoin l'ecritture anciẽne Latine de *font* e *funt)* on ſ'en appęrcoęt ſi peu que rien. E quant a la ſimplicite de prolation, tu fęz que la Diftongue au ſe pronõce auſsi ſimplemant: ſi fęt bien la Diftongue eu, laquele tu n'ótes ni ne ſauroęs óter de notre Françoęs.“ Lütgenau (44) citirt diese selbe Stelle um zu beweisen, dass *au* und *eu* (*ou* übergeht er mit Stillschweigen) noch wirkliche Diphthonge waren, und zieht daraus Schlüsse, die alles, was bisher über die Natur des afr. *eu* aufgestellt worden ist, umstürzen würden. Diese Schlussfolgerung scheint mir nicht zutreffend. Wenn einzelne Grammatiker in jenen Buchstabenverbindungen Diphthonge sahen, so beweist das nur, dass sie sich noch nicht von dem Einfluss der Schriftzeichen frei machen und den Laut vom Buchstaben trennen konnten. Betrachtet doch die grosse Mehrzahl der Franzosen noch heute *au, eu, ou* als Diphthonge, da ja zwei Buchstaben geschrieben werden. Dass man beide Vocale fühle, konnte Peletier wohl sagen, insofern als der einfache Laut, den sie darstellen, in der Tat etwas von jedem an sich hat, da er gerade in der Mitte zwischen beiden liegt. Während also Meigret *au* und *eu* für Diphthonge, *ou* dagegen für einen einfachen Vocal erklärt hatte, entgegnet ihm Peletier im Grunde nur dies: Die Sache liegt auf beiden Seiten gleich; entweder also erklärst du alle drei für einfache Vocale, oder du erkennst auch *ou* als Diphthong an. Ebenso könnte man gegen Lütgenau einwenden: Ist seine Beweisführung für *au* und *eu* richtig, weshalb wendet er sie dann nicht auch auf *ou* an?

Also *ou* war ohne Zweifel kein Diphthong mehr, sondern der einfache Laut *u*[1]. An Zeugnissen dafür ist kein Mangel. Palsgrave (15) sagt: „*Ou,* in the frenche tong shalbe sounded lyke as the Italians sounde this vowell *u,* or they with us that sounde the latine tong aright, that is to say, almost as we sounde hym in these wordes, «a cowe, a mowe, a sowe», as *oúltre, sovdaýn, ovbliér:* and so of suche

other.“ (Vgl. dazu Ellis 149). Bovelles (23), Cauchie (11), Beza (49) setzen es ital. und deutschem *u* gleich. Ramus hat dafür das einfache Zeichen ȣ, Rambaud ein ähnliches, ȣ, von dem er sagt (220): „Aucuns diſent que ladite lettre, ȣ, eſt vn diphthõgue: Mais ſauf leur hõneur ils ſe trompent: Car en vn diphthongue y a deux ſons.“

Der Unterschied zwischen *ó* und *ò*, welcher im Afr. eine so wichtige Rolle spielt und jedenfalls auch im 16. Jh. vorhanden war, ist den franz. Grammatikern dieses Zeitraums entgangen.[1]) Auch das ist nicht sehr wunderbar, wenn man bedenkt, dass noch heute zwar die Ausdrücke *e fermé* und *e ouvert* jedem Franzosen geläufig, die entsprechenden für *o* (und *ö*) aber nur in wissenschaftlichen Werken zu finden sind. Das Schweigen Palsgrave's über diesen Punkt könnte auffallender erscheinen. Ein andrer Engländer, John Hart, bemerkte den Unterschied. Er sagt (Ellis 802): „dhe Frensh . . . yyz·iq dheer *e*, in deivers sounds, and dhe *o* sum· ʜuat aul·so.“

Meigret kennt zwar ein *o ouuert*, stellt demselben aber nicht ein *o clos*, sondern ein *ou clos* gegenüber. Nach Darmesteter-Hatzfeld (203) wäre das letztere allerdings nur eine verschiedene *notation de l'o clos, c'est-à-dire de l'o fermé*. Dieser Annahme kann ich jedoch nicht beipflichten. Denn einerseits braucht ja Meigret auch oft *ou*, wo sonst nicht *ó*, sondern ebenfalls *ou* steht, andrerseits wird die Aussprache *ou* statt *o* gerade für Lyon mehrfach bezeugt. So sagt Peletier (30 f.) anlässlich dieses *ou* Meigret's: „qui t'accordera qu'on doęue prononcer, troup, noutres, coute, clous, nous anciens, par diftongue ou? au lieu de trop, notres, cóte, clos, e noz anciens par o ſimple? Au contrere a qui as tu ouì dire, coleur, doleur, par le méme o ſimple, que tu appęlles o ouuęrt? I'è prís garde quelqueffoęs a cela, e è trouuè que c'ęt le vice de certains païs, comme de la Gaule Narbonnoęſe, Lionnoęſe, e de quelques androęz de l'Aquiteine “[2]) Es ist übrigens nicht unmöglich, dass Meigret ein *ó* überhaupt nicht kannte. Ist doch dies noch jetzt vielen Südfranzosen ein so unbequemer Laut,

1) Der erste, welcher ihn correct angegeben hat, scheint Du Val (1604) zu sein, vgl. Thurot 243.

2) Eben so Beza (16): „Hacc vocalis (sc. *o*) in ipſa palati teſtudine quaſi echo quędam reſonat, minus quidem clarè quam *a*, non tamen ita obſcurè vt *ou* diphthongus, qua in re à Bituricẽſibus & Lugdunenſibus, aliiſque non paucis populis peccatur, qui pro *noſtre, roſtre, le dos* pronuntiant *nouſtre, rouſtre, le dous*.“ Vgl. auch Bovelles (23): „ſaepe accidit, vt O, à Latina dictione cadat in vulgarem vocem *ou* . . . quo vitio plurimum ſuperiores Galli, vt Aurelij, Turones, & Andes laborant, qui Gallicas pleraſque voces, quas per O ſimplicem effamur, per *ou* eloquũtur: vti in his, *Choſe, Chouſe : Joſſe, Jouſſe : Gros, Grous*.“ Vgl. Thurot 240 ff.

dass sie statt dessen, allerdings nicht ein *ou* wie Meigret, wohl aber ein *ò* sprechen, z. B. quelque chòse, je me repòse, u. dgl.[1])

Vielleicht sprach Meigret aber noch ein anderes *o*, das des engl. *lord* (Feld A[1] 3, das *ɔ*[1] Sievers'), welches er dann durch *ao* bezeichnete. Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass dieses berühmte *ao* Meigret's wirklich diphthongisch war, wie Lütgenau (36 ff.) und Thurot (426) wollen. Denn dann hätte Meigret sicher nicht die gewöhnliche Schreibung *au* geändert. Freilich ist ganz richtig, was Lütgenau ausführt, dass der fragliche Diphthong sich eher aus *a* + *o* als aus *a* + *u* zusammensetzt, aber das ist eine Tatsache, welche erst die allerneueste Phonetik klar gestellt hat (vgl. Sievers 120, Sweet 68), und deren man beim Sprechen nur mit Mühe gewahr wird. Es ist denn doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass schon Meigret bemerkt habe, was Ellis (3) und Rumpelt (Das natürlche System der Sprachlaute Halle, 1869. p. 47) im Jahre 1869, selbst Brücke (33[2] ff.) im Jahre 1876 noch übersahen. Wenn er glaubte eine neue Bezeichnung einführen zu müssen, so musste sich der Laut, welchen er sprach, schon hörbar von dem Diphthongen *au* oder *ao* entfernt haben. Es liegt nahe ihn = *ɔ*[1] zu setzen, dessen Notirung durch *ao* sich ganz von selbst darbot, da *ɔ*[1] in der Tat die Mitte zwischen *â* und *ò* hält. Auch sagt Meigret selbst (9 v°): „je ne voę point de lieu ou l'o ſoęt prononçé ſi ouuęrt, q'en la diphthonge, ao", was vortrefflich auf den Laut *ɔ*[1] passt.

Im Allgemeinen freilich wurde *au* wohl als einfaches *ò* (B[1] 3) gesprochen, das sich aus afr. *a͡u* durch dieselbe erst regressive, dann progressive Assimilation *(au - òu - òó - òò - ò)* ergab, welche Lücking (Die ältesten franz. Mundarten. Berlin. 1876. pp. 139—143) für die Entstehung des afr. *ò* = lat. *au* annimmt (nicht, wie Ellis 142(1) des Meigret'schen *ao* wegen meint, durch einen steigenden Diphthongen *aó*). Am Schlusse des Jh. wurde dann aus diesem *ò* ein *ó*. So lange die Grammatiker noch zögern *au* mit *o* zu identificiren, wird man in ersterem den Laut *ò* erkennen müssen, denn unter *o* schlechthin verstand man zunächst natürlich den alphabetischen Laut, d. h. *ó*. H. Estienne (1582) unterscheidet noch zwischen *maus* und *mots* (= *màs* und *mós*), Beza (1584) sagt schon, man solle *au* so aussprechen, „vt vel parum vel nihil admodum differat ab *o* vocali' (43), und Masset (1606) lehrt geradezu (2): „Au, ſe prononce comme o".[2])

1) Vgl. auch Ellis 95, wo dasselbe von den Wallisern berichtet wird.

2) Vgl. auch Thurot 426 ff

ü-ö-Reihe.

G. Paris (Vie de Saint Alexis, Paris 1872, p. 61) hat nachgewiesen, dass das lat. *ū* sich von der ältesten Periode der franz. Sprache an in *ü* verwandelte, welches dann bis heute unverändert geblieben ist. Im 16. Jh. sind alle franz. Grammatiker einstimmig darin diesen Laut dem *u* beizulegen, welches sie darum wohl ‚u Gallicum' nannten und genau von dem deutschen oder ital. *u* unterschieden. Die Engländer, welche alle Laute dieser Reihe in ihrer Sprache nicht vorfanden, substituirten und substituiren noch heute dem franz. Laut gewöhnlich ihr engl. *û*. So wird man wohl die Regel Palsgrave's (7) erklären müssen, in welcher er franz. *u* mit engl. *ew* in *rewe, mew, dew* identificirt. Denn dass dieses *ew* gleich dem franz. Laut gewesen sei, wie Ellis (163 f.), vielleicht gerade wegen dieser Stelle bei Palsgrave, anzunehmen scheint, ist schwerlich richtig. Mit demselben Ungefähr wie Palsgrave begnügt sich das Fragment von Lambeth (Ellis 815): „v (ought to be pronounced) in puttynge a lytelle of wynde out of the mouthe thus, ou, and not you." John Hart dagegen (Ellis 802) und Du Guez (899), der freilich von Geburt Franzose war, erkannten darin schon den Laut des schottischen *u*, welches = *ü* war.

Was *eu* betrifft, so werden wir uns nach dem, was über *ou* und *au* bemerkt worden ist, nicht mehr wundern es von den Grammatikern als Diphthong behandelt zu sehen. Palsgrave (15) identificirt es mit dem *ew* in engl. *dewe, shrewe, fewe,* welches Ellis (137), Lütgenau (43) und Thurot (442) für *é* + *u* nehmen. Allein, da es sich hier wieder um einen unenglischen Laut handelt, so kann Palsgrave eben so wenig massgebend sein wie für *ü*. Meigret (9 v°) setzt *eu* aus *é* + *ü* zusammen; indessen sagt er bei Gelegenheit der Wörter *heurte, queue,* die er *hurte, cúe* schreibt (Rép. à Peletier 6 r°): „Or come je conſideraſſe la caoze pourqoę il te ſęmbloęt etrãje, j'ey trouué çe, ou je n'auoę jamęs penſé, qi ęt de deu' manieres d'u, dont l'un ęt clos, com' ęn tu vu courir ſus, ę l'aotre plus ouuęrt com' il auient ſouuęnt ęn la diphthõge eu com' ęn veu, aoqel l'u ſone plus ouuęrt q'en vu, tenu, tu. Par çe moyẽ ſi tu ottes çet e de ceue ę de heurte, come fęt la bone prolaçiõ en leſſant l'u ouuęrt tu trouueras ſa nayue prolaçiõ Frãçoęze." Dies ‚u ouvert' deutet auf den Laut *ö*, von dem man noch zu vage Vorstellungen hatte um es klar von *ü* zu unterscheiden. Das erklärt denn auch die im 16. Jh. so häufige Verwechselung zwischen *u* und *eu*.[1]) Ich zweifle nicht im geringsten, dass

1) Vgl. Darmesteter-Hatzfeld 207 ff. Darmesteter, Romania V 394 ff. Ulbrich, Zeitschr. III 290 f. Didot 263 (1). Thurot 445. Génin, Des Variations du Langage Français depuis le XIIe siecle, Paris 1845, p. 141.

eu schon zu Palsgrave's Zeiten, schon lange vorher, *ö* bedeutete, und halte die Annahme eines Lautes *éü*, wie ihn Lütgenau, wesentlich nach Meigret's Angaben, aufstellt ohne freilich seinen Ursprung erklären zu können, für irrig. Hätte zu Meigret's Zeit noch ein Diphthong *eu* existirt, so hätten schwerlich schon Ramus und Beza einfachen Laut lehren können ohne einer diphthongischen Aussprache auch nur Erwähnung zu tun.[1])

Ob man schon zwischen *ŏ* und *ō* unterschied, ist schwerer zu entscheiden, da alle Angaben hierüber fehlen. Vielleicht hatte Dubois (VIII v°) diesen Unterschied im Sinne, als er von dem einfachen *eu* noch ein *eu* ‚ſono dilutiore & exiliore' wie in *ueur*, *meurt* absonderte. Palsgrave und Meigret meinen jedenfalls den geschlossenen, alphabetischen Laut, ihr *éu* oder *éü* bedeutet eben nichts weiter als *é* + Labialisirung, doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass schon damals das *ö* vor *r* den offenen Laut annahm.

Das weibliche e.

Wir haben oben bemerkt, dass das *e* von *que* mit dem *ö* von *peuple* identisch ist, und uns dabei auf Storm (66) berufen. In der Tat lautet heute das sog. stumme *e* in denjenigen Fällen, wo es den Wert eines vollen Vocals erhält, wie in *croyez-le* oder wenn von zwei solchen *e* in aufeinanderfolgenden Silben das zweite stumm und das erste um dessen Wert vermehrt wird, genau wie ein volles *ö*, so dass z. B. *le repas* und *leurs pas, je le retiens* und *je leur tiens* in der Aussprache zusammenfallen. In andern Fällen aber, wie z. B. am Ende mehrsilbiger Wörter nach stimmhaften Consonanten, wo es ja im Grunde nichts weiter ist als der mehr oder minder deutlich austönende Stimmton, der *(rounded) voice-glide* Sweet's (vgl. Handb. 66), sinkt es zu einem dumpfen Laute herab, der zwar auch den Charakter eines *ö* bewahrt, aber wegen seiner Schwäche kaum auf den Wert eines engen Vocals Anspruch machen kann. Ich möchte diesen Laut vielmehr für das *ŏ* von $C^2 2$ halten. Die Ausnahme, welche dadurch dem Princip der Vocalenge erwächst, ist insofern begründet, als diese Silben in der Tat in Bezug auf den Accent den anderen nicht gleichwertig,

1) Ramus hat dafür ein einfaches Zeichen, Beza sagt (46): „In hac diphthongo (sc. *eu*) neutra vocalis distincte, sed sonus quidam ex *e* & *u* temperatus auditur, quem & Graecis & Latinis ignotum vix liceat vlla defcriptione peregrinis exprimere."

sondern, wo sie nicht durch Elision des *e* ganz verschwinden, wesentlich von ihrer consonantischen Umgebung abhängig sind.[1])

Diese Werterhöhung bis zur Enge des *ö* von C^2III, wie auch die Wertverminderung bis zum völligen Verstummen scheint eine specielle Eigenschaft des neuesten, insbesondere des Pariser Französisch zu sein. In früherer Zeit, wie auch jetzt noch in manchen Provinzen, namentlich den südlichen, hatte das weibl. *e* in allen Fällen, mit Ausnahme des der Elision vor folgendem Vocal, einen im Ganzen sich gleich bleibenden weiten *ö*-Laut. Die weite Articulation, auf welche schon seine Elisionsfähigkeit schliessen lässt, stimmt auch sehr gut zu seiner Entstehung durch Erleichterung voller Vocale. In der ältesten Zeit war es vielleicht das einfache *e* von C^2II, später wurde es mehr und mehr labialisirt.

Im 16. Jh. war die Labialisirung jedenfalls schon eingetreten. Denn sonst hätte Palsgrave (4) nicht sagen können, dass es klinge, „almost lyke an *o* and very moche in the noose." Die letzten Worte wollen freilich nicht viel bedeuten, Palsgrave fügte sie vielleicht hinzu, weil er an anderer Stelle (XVII) den Laut mit den Nasalvocalen zusammenstellt, mit denen er allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, die weite Articulation gemein hat. Auch die Beschreibungen anderer Grammatiker passen sehr wohl auf ein kurzes, weites *ö*. Tory (XXXIX r°) sagt: „Et la tierce maniere (des *e* nämlich) eſt, quãt en pronunceant le voyeu deſſuſdict, il ne ſonne pas bien le voyeu ains flue, & pert auſſi comme ſon ſon. Comme quant nous diſons Nature, Creature, Villennie, ou Felonnie, & ainſi en moult de diuerſes manieres. Et en ce cas le voyeu deſſuſdict ainſi pronunce, ne faict point varier le nombre des ſyllabes de deuant, ne la meſure." Dubois (3) will es ‚exiliter, & voce propemodum muta' gesprochen wissen. Auch Bovelles (20) nennt es ‚exilis'. Nach R. Estienne (6) wird es ‚celeriter, ac breuiter, & ceu dimidiato ſono' gesprochen, nach H. Estienne (19) ‚obtuſo minuſque claro atque adeo imperfecto quodam ſono, quaſi faucibus inhaerente.' Dass es weit und in Folge dessen hinsichtlich des Accentes den anderen Vocalen untergeordnet war, beweist namentlich

1) Es dürfte sich wegen dieser von allen anderen Vocalen, speciell den (männlichen) *é* und *è* abweichenden Natur dieses ‚irrationalen' *e* empfehlen, nach dem Vorgange von Thurot u. and. den alten Ausdruck *weibliches e* auch für die moderne Grammatik wieder einzuführen. Jedenfalls verleitet die Bezeichnung *e muet* zu sehr irrigen Vorstellungen, und die von manchen Orthoepisten (Plötz, Benecke) vorgeschlagene Unterscheidung zwischen *e muet* und *e sourd* lässt bei dem fortwährenden Uebergange des einen Lautes in den andern die ursprüngliche Einheit beider verkennen und wird ihren verschiedenen Abstufungen nicht gerecht.

Cauchie (6 f.): „Quælibet uocalis in terminatione plenam uocem efficere, & clarè proferri debet, necnon in media dictione, praeter *e* breue.“ Am Wortende hatte es noch nicht eine so starke Wertverminderung erfahren wie heute, sondern wurde ohne Rücksicht auf den vorhergehenden Consonanten überall gleichmässig ausgesprochen. Vgl. Palsgrave (5): „And here it is to be noted that *e* in this place, that is to say, beynge the last letter in a frenche worde, may not utterly be left unsounded (except the worde folowyng be cause of it) as we do for the most part in our tong.“[1]) Die heutige Unterdrückung von weibl. *e* bei Aufeinanderfolge mehrerer[2]) war noch unbekannt. Denn H. Estienne (23) giebt *retenir, revenir, recevoir* u. and. Beispiele um zu zeigen, dass auch mehrere Silben mit weibl. *e* hinter einander stehen können. Offenbar sprach man sie alle gleich, wie noch heute die Südfranzosen. Das finale *e* wurde selbst nach Vocalen noch gehört, zum mindesten in den Femininis der Participien,[3]) während mediales *e* unter denselben Bedingungen bereits stumm war.[4]) In der Bindung wurde es vor Vocalen elidirt.[5]) Meigret schreibt es dann gar nicht. Peletier (22) tadelt ihn deswegen, denn „lon ſe peùt arrẹ̀ter, e bien ſouuant ſ'arrẹte lon an liſant, ſus la fin de teles dictions, ancores que le point n'i ſoẹ̀t pas: e an ſ'i arrẹ̀tant c'ẹ̀t force de prononcer l'e.“ Uebrigens sprach Meigret das weibl. *e* als kurzes *é*, weshalb ihn seine Gegner, Des Autels und Peletier, tadeln. Périon (121v°) giebt das in der Tat als Eigentümlichkeit der ‚Prulini‘ und anderer Provincialen an, „qui poſterius e in iis nominibus quibus patrem & matrem appel-

1) Vgl. auch Palsgrave 17 und Lütgenau 9 f. Thurot 162 ff.

2) Vgl. Storm 61 f. Lücking, Herrig's Archiv LIX, 441, und A. Mende, Étude sur la prononciation de l'e muet à Paris. London, 1880.

3) Da Thurot (176 ff.) hiervon gar nicht spricht, so gebe ich die Beweisstellen in extenso: Palsgrave 41: „ . . . and in all the feminine participles of what conjugation so ever they be, though they have nat theyr accent upon the same *e*, yet shal *e* in all suche kepe his sounde styll, nat withstandyng any vowel that the worde folowyng doth begin with, as . . . *Pour sa bonté elle est ayn é, et a bon droit. Elle sen fut partye auant que je ne seusse riens.*“ R. Estienne 6: „Interdum pronuntiatur (sc. *e*) medio ſono, claudendo os: tum praecedens ſyllaba longiore ſono profertur, velut *Sapience, Justice, Chambre.* Talis eſt eius prolatio quando geminatur in participiis fœmininis, veluti *Aimée, Enfeignée, Creée, Recreée.*“ St. Lien 40: „Nunc autem cùm diuerſis modis edoctus ſis qui, *e*, fœm. ſit proferendum, certa ac rata haec tibi proponatur regula, vt vbicunque reperias duo, *ee*, ſimul in eadem dictione, alterum ſit tibi maſc. alterum verò fœmin. vt *courroucé*, irata : *abandonnée*, derelicta.“

4) Vgl. H. Estienne 26: „Alia verò ſunt vocabula in quibus quamuis ſribatur (sc. *e*), nullum ſonum edit, ſed productionem literae praecedentis indicat . . . . Ambiguement, Eſtourdiement, Remuemẽt, Reniement.“

5) Vgl. unter anderen Palsgrave 41, Pillot 4rº St. Lien 41.

lamus, aliiſque omnibus ita pronunciant, vt Graeci & Latini semper faciunt.“ Nach Livet 105 (1) wird noch heute in Anjou so gesprochen. (Vgl. auch Ellis 119(1). Thurot 120.)

B. Die nasalirten Vocale.

I. Allgemeine Phonetik der franz. Nasalvocale.

Storm (36) schreibt den franz. Nasallauten, deren rein vocalische Natur schon Brücke (37 ff.) richtig erklärt hat, mit Bell und Sweet (8, vgl. jedoch 211) einen gutturalen Charakter zu, d. h. er findet in ihnen zum Unterschiede von den reinen süddeutschen Nasalvocalen nicht nur ein stärkeres Senken des Gaumensegels, sondern eine besondere gutturale Engenbildung zwischen diesem und dem hinteren Zungenrücken (vgl. Sievers 80 f.). Hieraus erklären sich die Veränderungen, welche die vocalische Basis bei der Nasalirung erleidet. Brücke (39) macht darauf aufmerksam, dass, obwohl es gelingt jeden Vocal mit dem Nasenton hervorzubringen, doch nur *a*, *ä*, *ö* und *o* als Nasalvocale vorzukommen pflegen. Im Franz. finden wir in der Tat nur *ã*, *ẽ*, *õ*, *ỗ* (genauer *ã̃*, *ẽ̃*, *õ̃*, *ỗ̃*), also nur tiefe Vocale. Die Lage des Gaumensegels verhindert eben die Hebung der Zunge zur Bildung von mittleren oder gar hohen Vocalen. Sollen diese letzteren nasalirt werden, so sinken sie in ihrer Reihe bis zur untersten Stufe: *á* wird zu *â*, *i* und *é* werden zu *è*, *u* und *ó* zu *ò*, *ü* und *ö́* zu *ỗ*.[1]) Die erste Einwirkung der Nasalität auf die vocalische Basis ist also:

(Merkmal a) Der Vocal sinkt bis auf die tiefste Stufe seiner Reihe.

Eine weitere Folge der eigentümlichen Stellung des hinteren Mundcanals ist die Verschiebung der Vocale nach der gutturalen Seite hin. *ã* und *õ* sind mehr guttural als *â* und *ò*, man könnte sie geradezu in Sweet's A-Reihe setzen. Auch *ẽ* und *ỗ* ziehen sich nach der B-Reihe zu zurück und sind als hintere Palatalvocale zu bezeichnen. Der Unterschied zwischen *enfin* und *enfant*, *un* und *on* ist bei vielen Franzosen auffallend gering. Also

(Merkmal b) Der Vocal wird aus der vorderen (sei es gutturalen oder palatalen) Stellung in die hintere zurückgezogen.

---

1) Vgl. Grabow. Herrig's Archiv LXII 96 ff.

Drittens endlich macht die Gebundenheit der Zunge bei der guttural-nasalen Compression ein energisches Anspannen zur Hervorbringung eines engen Vocals unmöglich, d. h.

(Merkmal c) Der enge Vocal wird zum weiten.

Zum mindesten ist dies bei den palatalen Vocalen *ẽ* und *õ* der Fall. *ã* und *õ*, welche der von der Zunge zum Zwecke der Nasalisirung mit dem Gaumensegel gebildeten Enge näher liegen und daher eher eine Zungenspannung ermöglichen, scheinen in einem kurz und scharf gesprochenen *temps, non* u. dgl. auch eng vorzukommen.

Es mag noch bemerkt werden, dass, da die Lippenarticulation als dem Schauplatz der Nasalirung ganz fern liegend auf diese keinerlei Einfluss hat, die lingualen und die labialen Vocale (*ã* und *õ*, *ẽ* und *õ*) sich gewöhnlich entsprechend verhalten, ein Unterschied der Behandlung also höchstens zwischen den gutturalen Vocalen einerseits und den palatalen andrerseits statt haben kann.

II. Das 16. Jahrhundert.

a) Die Nasalirung.

Ueber die Entstehung der Nasalvocale giebt es zwei verschiedene Ansichten. Ulbrich (Zeitschr. II 547 und III 392 f.) nimmt zunächst Uebergang des *n* in gutturales *ŋ* an. Dagegen bemerkt Storm (37), dass, wenn *ŋ* wirklich festen Fuss gefasst hätte, der weitere Uebergang zum Nasalvocal schwerlich statt gefunden haben würde (vgl. auch Lütgenau 35). Besonders aber scheint mir der Umstand gegen Ulbrich's Theorie zu sprechen, dass ja auch *m* eben so behandelt wurde. Wenn auch die Zurückverlegung des dentalen, resp. palatalen Nasals bis zum gutturalen natürlich erscheint, so dürfte der Sprung von der labialen Verschlussstelle zur gutturalen der Erklärung doch zu grosse Schwierigkeiten bieten. Es ist vielmehr mit Storm (a. a. O.) anzunehmen, dass der Verschluss, sowohl bei *m* wie bei *n*, zunächst gelockert, sodann die leise Oeffnung des Mundcanals mit schwacher Oeffnung der Nasenhöhle vertauscht und schliesslich die so entstandene Nasalirung allmählich immer mehr verstärkt wurde. Mit diesen verschiedenen Graden der Nasalität hielt die dadurch bedingte Veränderung der vocalischen Basis gleichen Schritt.

Nun wurden aber nicht alle Vocale gleichzeitig und gleich schnell nasalirt. *ã* und *õ*, die tiefen Gutturale, entwickelten sich bekanntlich ziemlich früh und waren schon lange vor dem 16. Jh. voll aus-

gebildet. *ẽ* und *õ* dagegen scheinen erst im Laufe dieses Zeitraums entstanden zu sein. Noch Palsgrave kennt nur *ã* und *õ*. Er sagt (33): „If *m* folowe any of these thre vowelles *a, e* or *o,* all in one syllable, he shalbe sounded somthyng in the nose . . . If *m*, folowyng a vowell, come before *b, p* or *sp,* he shalbe sounded in the nose and almost lyke an *n,* as in these wordes *plomb, colomb, champ, dompter, circumspection* . . . If *n* folowe any of these thre vowelles *a, e* or *o,* all in one syllable, he shalbe sounded somthyng in the nose . . .“ Wenn er ausser *a* und *o* noch *e* erwähnt, so meint er natürlich nur den Buchstaben *e*, der vor *m* und *n* schon längst = *a* war, nicht aber *ẽ*. Wenn er andrerseits in dem mittleren Passus von *‚a vowel‘* ganz allgemein spricht, so zeigen doch die Beispiele *(circumspection* ist nur latinisirte Schreibung für *circonconspection),* dass er nur *a* und *o* meint. Vgl. auch XVI f.: „Where as I have sayd that, to be the more armonious, they make a maner of modulation inwardly, that thyng happeneth in the soundyng of thre of theyr vowelles onely, A, E, and O, and that nat universally, but onely so often as they come before M or N in one syllable.“ Dass er den Vocal -|- *m* oder *n* noch nicht als Lauteinheit auffasst, ist natürlich. Wir können bei der Abhängigkeit der Grammatiker von der Schrift nicht mehr erwarten als dass sie irgend eine Modification, sei es des Consonanten, sei es des vorhergehenden Vocals anerkennen. Dergleichen Bemerkungen finden sich dann aber bald nach Palsgrave auch auf andere, resp. alle Vocale angewendet. So sagt schon Dubois (2): „Literae omnes vt apud Graecos & Latinos, ita quoque apud Gallos ſonum in pronuntiãdo triplicem exprimunt, plenum, exilem, medium. Plenum quidem, exempli gratia, vocales, quando aut purae ſunt, aut syllabas finiunt, vt ago, egi, ibo, oua, vnus. Exilem, quando ipſae m vel n, in eadem ſyllaba antecedunt, vt am, em, im, vm, an, en, in, on. Medium, quando conſonantes alios, vt al, el, il, ol, vl.“ Bovelles (21 f.) sagt vom *i*: „I vocalis, in omni dictionum quarumlibet loco, id eſt, & in initio, & in medio, & in fine, perfectum & integrum habet ſonum, praeterquam ante liquidas M & N, quoties ſaltem vnicam cũ eis ſyllabam conflat, nam tum, virtute ſequentium liquidarum M & N, pene abſorptus eius ſonus, ab integro & perfecto cadit in dimidium. Vt in his, Fimbria, Findo, Imperfectum, Ingenium, *Mutin, Hutin, Butin.*“ Und (23) vom *u*: „V quotiens vocalis eſt, nusquam ab integro labaſcit ſono, praeterquam (ſicut dictum caeteris in vocalibus eſt) cum liquidas anteit M & N... Ibi enim eius ſonus paulo abſorptus ab liquidis M & N, dimidiatur.“ Von späteren vgl. namentlich Cauchie (22 f): „N dictionem claudens

rotundum, obtuſumq́; ſonum facit, ut: *vn carquan .. honeſte maintien .. vn pouſsin .. maison .. un ..*“ Interessant ist der Marseiller Phonetiker Rambaud (122): „Veu auſſi que l'homme reſonne à la façon d'un tonneau vuide, raiſon nous commande de faire vn ſigne, par lequel telle reſonnance ſoit repreſentee, & non pas abuſer en ſon lieu de ces deux icy; *m, n.* I'ay dit vn ſigne, & non pas deux, ce qui ſemblera eſtrange à pluſieurs, veu que auons de couſtume abuſer de deux & que en reſonnant aucunes fois fermons la bouche, & autre fois la laiſſons ouuerte: ce que ie laiſſe à la diſcretion des lecteurs. Et touchant la couſtume de mettre *m,* auant *b, m, p,* leſdits *b, m, p* nous font fermer la bouche malgré qu'en ayons.“ In der Tat figurirt er beide, *m* und *n,* sobald Nasallaut vorliegt, durch ein neues, besonderes Zeichen, hat also 1) ein Zeichen für conſonantisches *m,* 2) eins für consonantisches *n,* 3) eins für *m* oder *n,* wenn sie zur Bildung von Nasalvocalen dienen. Schliesslich sei noch Beza citirt (30): „*m* ... ſyllabam autem finiens ſiue intra ipſam dictionem, ſiue in vltima vocabulorum, perinde prorſus pronũtiatur vt *n;* ... ita videlicet vt non modò labia non occludantur, ſed etiam linguae mucro dentium radicem non feriat, vt *tempore, hymne, dommage, dam* (damnum), *nom, haim* (hamus), *faim, temps* perinde efferenda acſi ſcriptum eſſet *tanpore, hinne, donmage, dan, non, hin, fin, tans.*“ Und (32): „Sed hoc in primis curandum eſt peregrinis omnibus quod antea in litera *m* monui, nempe hanc literam (sc. *n*) quoties ſyllabam finit, quaſi dimidiato ſono pronuntiandam eſſe, mucrone videlicet linguae minimè illiſo ſuperiorum dentium radici, alioqui futura moleſtiſſima pronuntiatione: quo vitio inter Francos laborant etiamnum hodie Normanni.“

Abweichend von all diesen Zeugnissen lehrt H. Estienne (64 f.), dass es falsch sei *m* vor *b* und *p* oder vor einem zweiten *m* wie *n* auszusprechen. Er fährt dann sogar fort: „Ne hoc quidem verum eſt, in fine vocabulorum, non aliter quàm *n* pronuntiari. Aliquo enim modo, ac certè quantum poſſumus, particulam negatiuam *Non* à *Nom* ſignificante Nomen, diſtinguimus.“ Diese Unterscheidung zwischen *nom* und *non* ist offenbar nur einer frommer Wunsch Estienne's, was schon aus den Worten ‚aliquo modo, ac certè quantum poſſumus‘ erhellt. Vor einer Labialis glaubt man nach dem Nasalvocal leicht eine Art *m* zu hören, vielleicht schob sich zwischen beide Laute auch wirklich ein solches ein, indem das Gaumensegel vor dem Schluss der Lippen noch nicht ganz die hintere Rachenwand erreicht hatte.[1])

1) Vgl. Storm (38), wo eine analoge Aussprache des *n* vor Dentalen constatirt wird.

Bei der Bindung blieb der Nasalvocal, wie noch heute in sorgfältiger Aussprache, unbeeinträchtigt. Beza (32) figurirt das durch zwei *n*, von denen das erste also nur zur Bezeichnung des Nasallautes diente, z. B. *Pierre ſ'en neſt alle, on m' en na parle.* Er fügt hinzu: „pro eo quod Pariſiẽſium vulgus pronũtiat *il ſe neſt alle, on me na parle* per *e* fœmineum vt in pronominibus *ſe* & *me*. Aehnlich (61): „Eſt enim Gallis moleſtiſſimus concurſus vocalium *o* & *a*, etiam extra diphthongum, & interpoſito *n*, vt *on a dit*, quod pronunciamus quaſi dagheſſata *n*, Hebraeorũ more ſcribatur *on na dit*. Bituricenſiũ certè mos in hoc ſono efferendo per ſimplex *n*, moleſtiſſimus eſt Francorum purè loquentium auribus.“ Auch St. Lien (113) transcribirt *emrn paradi, non nouzannvyrons*, daneben freilich auch *felon monavis* (vielleicht Druckfehler). In Uebereinstimmung damit sagt Cauchie (23): „Acutiùs tamen effertur (sc. N dictionem claudens), cùm oratione non diſtincta, ſequentis dictionis initium eſt à uocali, ut *mon amy .. bon eſprit* ... Tunc enim *n* fere adhęret ſequenti uocabulo“.[1])

Es scheint sogar, dass innerhalb eines Wortes vor *mm* und *nn*, zum mindesten nach *o*, der Nasallaut bestehen blieb. Unter den Beispielen, welche Beza in der oben (p. 58) citirten Stelle anführt, findet sich *dommage* = *donmage*. Bovelles (22) giebt als Beispiele für nasales *o* die Wörter *homme, ſomme, comme, ſonne, tonne*. Ebenso Palsgrave (7): *homme, somme, bonne, tonnerre*, während er (2) bei *flamme, gamme, bannyr, tanny*, orales *a* vorschreibt, *femme, mienne, tienne, sienne* (3) aber mit dem nasalirten Laut des ital. *a* gesprochen wissen will. Meigret schreibt *bone, home*, wird aber von Peletier (30) deswegen getadelt: „Qui t'accordera qu'il falhe prononcer par o ſimple, ces moz, bone, comode, conú, come, home, honeur? au lieu de bonne, commode, connù, comme, homme, honneur?[1])

b) Die vocalische Basis.

a-Reihe.

Palsgrave (2) sagt: „If *m* or *n* folowe next after *a* in a frenche worde, all in one syllable, than *a* in a ſhall be ſounded like this diphthong *au*, and somethyng in the noose, as these wordes *ámbre*,

1) Die Entwickelung, welche Lücking (Gr. 435, 1) annimmt, (1. ó-nai-me, 2. ò-nè-m', 3. ò-nè-m') scheint mir daher unwahrscheinlich. Es müsste denn gerade die Stufe 2 nur vorübergehende Geltung gehabt haben, da wir das 16. Jahrhundert schon bei 3. angelangt sehen.

1) Vgl. Darmesteter-Hatzfeld 213. Einen Rest dieser Aussprache sieht Loiseau (Étude sur Pillot, 29) noch in dem Wortspiel zwischen *grammaire* und *grand'mère* bei Molière, Fem. sav. II 6.

chámbre, mandér, amánt, tant, quant, parlánt, regardánt, shall in redynge and spekynge be sownded *aumbre, chaumbre, maunder, amaunt, taunt, quaunt, parlaunt, regardaunt.*“ Aehnlich schon die unter dem Namen Colyngburne gehenden Institutiones linguae Gallicae (bei Génin in seiner Palsgrave-Ausgabe, Introduction 31): „Item iste sillabe seu dicciones *quant, grant, demandant, sachant,* et hujusmodi debent scribi cum simplici *n* sine *u,* sed pronunciatione *u* debet proferri.“ Auch Erondell (1605) hat *fraunsés, Aungléze* (Ellis 825), eine Schreibung, die bekanntlich schon in den alten agn. Handschriften häufig ist. Es ergiebt sich hieraus ein dunkler, stark gutturaler *â*-Laut, ähnlich dem heutigen *ã*. Noch jetzt fassen ja die Engländer das franz. *â* gewöhnlich als *aw* auf und machen *ã* sogar zu *ong* (vgl. *n'entends pas* = *nongtongpaw* bei Storm 58 f., und Ellis 143).

Palsgrave's Exceptio secunda zu jener Regel ist freilich höchst sonderbar: „Except also that any of these thre letters *c g* or *p* folowe next after them belongynge to the same vowell that they do, as *blanc, sang, champ* and suche lyke, for in all suche *a* shalbe sounded after his most generall sounde, and nat lyke *au.*“ Es ist dies eine jener Schulmeisterregeln Palsgrave's, wie wir sie bereits beim *i* kennen gelernt haben und beim *au* wiederfinden werden: gemachte Unterschiede, die nach allem, was wir sonst über diese Laute wissen, nie existirt haben können und in die es wohl keinem Commentator gelingen wird einen vernünftigen Sinn hineinzubringen.[1])

Widerspruchsvoll ist auch die Regel über nasales *e* (3): „If *m* or *n* folowe next after *e* all in one syllable, than *e* shall be sounded lyke an italian *a* and some thynge in the noose, so that for these wordes thus written *emblér, amendrir, endementiers, humblement,* and suche lyke, in redynge and spekynge they sound *ambler, amandrir, andemantiers, humblemant.*“ Danach müsste der Nasallaut von *embler* etc. mit dem von *blanc, sang, champ* identisch und doch von *ambre, chambre* etc. verschieden sein, was nicht gut denkbar ist.

u-o-Reihe.

Das afr. *o* hatte bekanntlich vor den nasalen Consonanten *m* und *n* den geschlossenen Laut. Da nun nasales *ó* durchaus unwahrscheinlich ist, so darf man wohl annehmen, dass mit dem Eintritt der Nasalirung auch Erweitung des Vocals, also Uebergang des *ó* von

1) Vgl. Wildermuth, Die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken. Programm. Tübingen, 1857 p. 21.

$B^1 2$ zu dem *ò* von $B^2 2$ statt fand. Daraus folgt dann, dass, so lange *o* vor *m* und *n* : *ó* assonirt, an Nasalirung desselben nicht zu denken ist.

Zu Palsgrave's Zeit muss sich *õ* dann bereits zu der tiefen Position gesenkt nnd etwas nach hinten zurückgezogen haben. Denn er giebt, ganz wie beim *ã*, die Regel (7): „If *m* or *n* folowe next after *o* in a frenche worde both in one syllable, than shall the *o* be sounded almost lyke this diphthonge *ou* and some thyng in the noose: as these wordes *mon, ton, son, renóm* shalbe sounded *moun, toun, soun, renoum,* and so of all suche other."

i-e-Reihe.

Bekanntlich ist das franz. *ẽ*, welches ursprünglich das *e* des Feldes $C^2 II$, also der weite Vocal zu *é* gewesen sein mag, schon früh in die *a*-Reihe übergegangen. Seinen Weg hat es dabei jedenfalls über $C^2 III$ genommen. Erinnern wir uns, wie nahe sich in der heutigen Aussprache *ã* und *ẽ* im Munde vieler Franzosen stehen, so wird es nicht wunder nehmen, dass *an* : *en* schon im Roland eine gewöhnliche Assonanz ist. Landschaftlich freilich findet sich ein gewisser Unterschied noch im 16. Jh. So betont namentlich Meigret wiederholt, dass *e* vor *m* und *n* den Laut des offenen *e* bewahre. Allerdings giebt er zu, dass die Schreibung mit *a*, welche sein Gegner Peletier anwendet, immer noch besser sei als die mit ‚*e clos*' (vgl. Rép. à Pel. 9 v°, wo er sogar fortfährt: „il ſ'ęn peut trouuer ou l'a ę l'ę ouuęrt y peuuet etre indifferammęnt : come, prudęnt ou prudant, ſiance ę ſięnce"). Auch hütet er sich wohl, den Nasallaut solcher Wörter mit dem von *bien, moyen* u. ähnl. zu identificiren, sieht vielmehr in letzterem sonderbarer Weise ein nasales *é*. — Palsgrave unterscheidet zwar in seinen phonetischen Transcriptionen (56 ff.) *en* von *an*, indem er jênes durch *an*, dieses durch *aun* figurirt. Wie wenig aber auf sein *an* mit ‚italienischem *a*' zu geben ist, haben wir bereits oben gesehen. — Wenn selbst noch Cauchie,[1]) St. Lien[2]) und H. Estienne[3]) Anstand

1) 3: *E*, quod *m* uel *n* adiunctum habet in ſyllaba, plerunque mediam quandã uocẽ inter *a* & *e* gignit ut, *une femme .. ornement .. iugement ... fidellement .. ingenieuſement .. prudemment .. fagement .. :* & ſimilia, quæ à Neotericis partim per *a*, partim per ę caudatum ſcribuntur.

2) 70: Vbicunque inueneris, *e* , ante *m*, vel ante, *n* , ſiue in principio, medio, vel fine dictionis, fac vt in prolatione medium teneas inter, *a* , & *e:* vt *embellir, emprunter* ... vide vt pronunties ac ſi ferme ita ſcriberetur: *ambellir, amprunter* ... in huiuſmodi dictionibus pronuntiandis medium tenentes, nec, *a*, nec, *e*, plenè efferimus.

3) 17: Quum autem dixerim vocalem *a* in his aliiſque huiuſmodi locis neque planè vt *a*, neque omnino vt *e* proferri, ſed medium quendam inter hos

nehmen beide Laute vollständig einander gleich zu setzen, so ist hierin wohl eher eine gelehrte, künstliche Unterscheidung zu sehen, als mit Lütgenau (17) auf Grund dieser Zeugnisse anzunehmen, dass *an* und *en* bis ins 16. Jh. niemals völlig identisch gewesen seien. Werden sie doch von allen anderen Grammatikern als völlig gleichwertig behandelt.[1])

Von landschaftlichen Eigentümlichkeiten und willkürlichen, rein gelehrten Unterscheidungen abgesehen, war also *ẽ* schon lange zu *ã* geworden. Daneben bildete sich nun allmählich ein neuer Nasalvocal der *i-e*-Reihe aus. *in* nämlich scheint während der ersten Hälfte des 16. Jh. nasalirt worden zu sein. Palsgrave kennt zwar, wie wir gesehen haben, ein nasales *i* noch nicht. Aber schon Dubois und besonders Bovelles (vgl. oben, p. 30) lassen keinen Zweifel darüber, dass *i* vor *m* und *n*, vielleicht zunächst nur unter Erweitung zu i^2, anfing nasal zu werden. Mit zunehmender Nasalirung fiel der Vocal dann bald in seiner Reihe und langte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf C^2H an, wo er mit dem gleichzeitig aus den Silben *ain, ein* und *ien* entwickelten *ẽ* zusammentraf. In der vulgären Aussprache kennt schon Dubois (85) Wörter wie ‚*ſaı̃nct* = sanctus, *cinct* = cinctus, *ſaı̃n* = sanus, *cinc* = quinque' als Homonymen. — H. Estienne (41) tadelt noch den Reim *ain* : *in*. St. Lien dagegen sagt geradezu: „In vocibus quæ per *ain*, &, *ein*, finiunt, omnino prætermittimus, *a*, &, *e*." — Beza (49) umschreibt *bien, chien* durch *biin, chiin* (ein ander Mal, 15, freilich auch durch *biien, chiien*, was wohl dasselbe meint). Von *ain* sagt er (58 f.), wie St. Lien, dass *a*

ſonum habere: neceſſe non fuerit te admonere, ne vulgus alióſq; multos ſequaris, qui ſuam pronuntiationem nequaquam eo modo temperant, ſed quamuis ſcribatur *Tems* (aut *Temps*), *Dent, Prudent, Clement, Preſent, Patient, Apparent:* non aliter pronũtiant quàm ſi *Tams, Dant, Prudant* eodémque caetera modo ſcripta eſſent.

1) Besonders drastisch äussert sich Rambaud darüber. Nachdem er nämlich gesagt, dass *e* in Wörtern wie *entendement* (= *an, tan, de, mant*) = *a* laute, fährt er fort (192 f.): „Et qu'eſt cecy? n'eſt ce pas vne fauſſeté & tromperie manifeſte & treſeuidente? L'abus eſt ſi lourd que ne le pouuons excuſer. Quelle occaſion auons nous de mettre *e*, là où faut pronõcer *a*? Faut bien dire qu'aimõs mieux abuſer d'une, q̃ bien vſer de l'autre . . . Nous reſſemblons en ce les petits enfans, leſquels (parlant auec honneur & reuerence) ont ſi grand' quantité d'ordure dans le nez que leur vient en la bouche, & toutesfois ne ſe ſoucient oſter icelle, combien qu'ils en ſoyent aduertis, & pour mieux voir manger leur potage tiennent celle chandelle au nez, & ſe faſchent ſi quelcun la leur veut oſter. Et de tant plus que ſont tigneux, de tant plus ſe faſchent quand on les veut pigner: de ſorte que ie puis bien penſer que mes pignes ſeront en bien petite reputation. Toutesfois ie ſuis d'aduis les mettre en place, à celle fin que tout ainſi que les tigneux ſeront en liberté les prendre, & ſoy pigner chacun à ſon plaiſir: Car quand ſe pigneront eux meſmes, ne ſe ſeront point de mal, & par conſequent ne ſe ſacheront point contre moy."

darin stumm ist. Wenn er dann fortfährt: „Campanorum verò iſtud eſt proprium, quòd in his vocabulis pronuntiant diphthongum, id eſt *e*, quod apertum vocauimus : vt *pen, men,*“ so deutet dies *e* wohl schon auf eine noch weiter gehende Senkung des Vocals nach C^2III. Zur allgemeinen Geltung aber gelangte dieselbe erst später, da noch Grammatiker des 17. Jh. Spuren eines *i* in dem fraglichen Laut entdecken (vgl. Ulbrich, Zeitschr. III 393).

Die *i-e*-Reihe weist also am Ende des Jahrhunderts auch bereits einen Nasalvocal auf, der aber noch nicht bei dem heutigen *ẽ* von C^2III, sondern erst bei C^2II angelangt ist.

ü-ö-Reihe.

Die Entwickelung von *un* zu *õ* ist der von *in* zu *ẽ* analog. Wenn es bei Darmesteter-Hatzfeld (214) heisst, Dubois erkläre ‚*explicitement*‘, dass *u* in *un* noch rein oral war, so folgt das aus der bezüglichen Stelle nicht mit Notwendigkeit. Nachdem er nämlich auseinandergesetzt, dass *u* im Lat. (d. h. in der franz. Aussprache des Lat., die im Ganzen dieselbe wie heute gewesen zu sein scheint) ausser seinem eigentlichen Laut auch den eines *o* habe, nämlich vor *m* und *n*, wie in *sunt, dominum,* fährt er fort (4): „Ita Galli vnus vn, communis commun, defunctus defunct & alia quædam, ſono u vocalis ſeruato pronuntiant. Contra vndecim ůnce, uncia ůnce, trũcus trůnc, & pleraque alia, non aliter pronuntiant, quàm ſi per o ſcriberentur.“ Daraus ergiebt sich zunächst nur, dass *un* nicht wie *on* lautete, auch, dass es noch nicht = *õ* war. Eine leichte Nasalirung aber, etwa als *ü*^{2}, mag immerhin schon statt gefunden haben. Zählt doch derselbe Dubois in der oben (p. 30) angeführten Stelle als Beispiele für den ‚sonus exilis‘ neben *am, em, im* auch *vm* auf. Für beginnende Nasalirung spricht auch die eben dort citirte Stelle des Bovelles (23). Bei den späteren Grammatikern findet sich meines Wissens keine einzige Stelle, die auf *õ* zu schliessen erlaubte. Der Laut wird einfach mit Stillschweigen übergangen, was nach dem, was wir über das mangelhafte Verständnis für den Unterschied von oralem *ü* und *ö* bemerkt haben, nicht gerade sehr auffallend ist. Auch beim nasalen *i* würden uns unsere Quellen wohl im Stiche gelassen haben, wenn da nicht Identität mit nasalem *ai* und *ei* zu constatiren gewesen wäre. Immerhin darf man annehmen, dass auch *u* + *m* oder *n* sich während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu *õ* entwickelte und in dieser Entwickelung mit *ẽ* gleichen Schritt hielt.

Während also tief gutturales $\tilde{a}$ und $\tilde{o}$ schon vor dem 16. Jh. völlig ausgebildet war, nimmt die Entwickelung von $\tilde{e}$ und $\tilde{\delta}$ erst während desselben ihren Anfang, gelangt in der zweiten Hälfte bis zu einem mässig nasalirten, mittleren e^2 und o^2 und erreicht erst später die heutige tiefe Vocalstufe mit stark guttural-nasaler Engenbildung.

Zweiter Teil: Synthesis.[1]

A. Ein- und Absätze der Vocale.

Das moderne Franz. kennt nur eine Art von Vocaleinsätzen und -absätzen, den leisen, oder besser, leise gehauchten (vgl. Sievers 110). Dass der feste Einsatz (der *‚glottal catch'* Sweet's) den Franzosen unbekannt ist, davon überzeugt man sich leicht, wenn man sie deutsche Wörter mit vocalischem Anlaut aussprechen lässt. Ein fest eingesetztes *und* (oder etwa feste Vocaltrennung wie in *be-ehren, La-oko-on*) hervorzubringen, fällt ihnen gewöhnlich so schwer, dass sie in dem Bestreben anders zu sprechen, als sie es gewöhnt sind, eher noch in das entgegengesetzte Extrem fallen und *hund* sagen (vgl. Storm 52 ff.). Trautmann (Anglia I 594) u. and.[2]) befinden sich im Irrtum, wenn sie meinen, Wörter, die mit einer sog. *h aspirée* anfangen, entsprächen dem deutschen festen Einsatz. Das Richtige hierüber findet sich z. B. bei Schmitz, Franz. Elementarbuch I[7], XXVIII, wo ‚Ineinanderschleifung der beiden betreffenden Vocale' gefordert wird.

Der leise Vocaleinsatz ist die physiologische Ursache der Liaison. Vgl. Brücke (12): „Im Flusse der französischen Rede werden in der Regel die anlautenden Vocale nicht wie im Deutschen aus der verschlossenen, sondern direct aus der zum Tönen verengten Stimmritze angesprochen. Damit hängt es zusammen, dass die Grenzen der Wörter verwischt werden, indem der Endconsonant des vorhergehenden Wortes, selbst wenn er sonst stumm sein würde, sich wie anlautend dem anlautenden Vocale anfügt." Da nun im 16. Jh. eben so gut gebunden

1) Vgl. über diese Einteilung Sweet 56.

2) Z. B. auch Benecke, der in seinen Vorlesungen über franz. Aussprache an der ehemaligen Akademie für moderne Philologie so lehrte. Vgl. auch sein Buch „Die französische Aussprache", 2. Aufl. Potsdam 1880, p. 79.

wurde wie heute,[1]) so folgt hieraus mit Notwendigkeit, dass auch der Vocaleinsatz damals derselbe war. Ausserdem scheint aber noch ein stärker aspirirter Einsatz, ähnlich unserem *h*, das ja auf der Bühne noch heute gepflegt wird (vgl. Storm 54), vorhanden gewesen zu sein. Die Grammatiker unterscheiden wenigstens sehr sorgfältig zwischen dem stummen *h*, welches zu den ‚etymologischen' Buchstaben zählt, und dem aspirirten, das nach Priscian's Vorgange (vgl. Livet 200(2) nicht unrichtig lieber ‚nota aspirationis' als Consonant genannt wird. Barcley z. B. sagt (Ellis 805): „And albeit that this lettre . h . be put amonge the lettres of the alphabete, yet it is no lettre, but a note of asperacyon, or token of sharpe pronouncynge of a worde." Und 809: „H. is no letter but a tokyn of asperacion or sharpynge of a worde, as . . hors . . dehors, honte, haut, and in other lyke in whiche wordes aud lyke . h . is sounded . . . other wordes be in whiche . h . is wryten and not soundyd as heure, helas, homme." Ebenso Palsgrave (30): „h . . . is no consonant in the frenche tong, but onely an addynge of a stronger sounde to the vowell that foloweth hym." Cauchie (20) sagt: „h . . . aſperum & lene. Aſperum uehementiore ſpiritu exit, poteſtque conſonans haberi . . . Lene, uel leniter admodum, uel non profertur." Rambaud (120) stellt 12 Consonanten auf und eine „*Nota*, ou *ſignum aſpirationis*, veu que l'homme aſpire à la façon d'un chien qni a couru." Indessen war die Aspiration doch nicht so stark wie im Deutschen. Vgl. Bovelles (29): „H aſpirationis nota eſt, & ſignum, non litera . . . Germani (quorum validiora labia voces ipſas, velut ab imo ſtomacho ductas, in aerem excutiunt) in eliciundo hoc ſpiritu aptiores Gallis ſunt. E ſolis etenim Gallorũ labijs, vix quiſpiam (aurium ſaltem iudicio) diſcrimen iſtiuſmodi vocum notauerit, Homo, omen: Habeo, Abeo (quae tamen diuerſiſſimae ſunt)." Mag immerhin das ʿ*h* etwas stärker aspirirt worden sein als heute, ein solcher Gegensatz zwischen gehauchtem und nicht gehauchtem Einsatz wie im Deutschen konnte schon deshalb nicht vorhanden sein, weil der letztere

1) Beweisstellen hierfür sind hauptsächlich: Peletier (89): „L'oréſon qui ſe prononce tout d'un trẹt, n'à ẹlle pas tele nature e force an proferant les moz, ſans ſ'arrẹſter, comme peut auoẹr vn mot ſeul de pluſieurs ſillabes, qu'on prononce tout aucoup?" Cauchie 28 f.: „Finalis conſonans frequenter ita effertur, ut cum principio ſequentis uocabuli, coniungi uideatur, & cum uocali à qua incipit nomen, ſyllabam conſtituere: ut *bon eſprit*, quaſi *boneſprit* . . . *nos offences* = *no ſoffences*." St. Lien 80: „Videat igitur (sc. lector) imprimis verba verbis ita decenter inter se connectere, vt non ſolùm membra, imo etiam integras ferme ſententias ſic inuicem concatenare, vt continuo vno ſpiritu & voce prolata, non diuerſa vocabula, ſed vna ſola dictio videantur." Vgl. auch die Transcriptionen Palsgrave's (56 ff.) und die oben (p. 9) angeführte Stelle des Beza.

kein fester war. Auch weisen schon afr. Zusammenziehungen wie *li ĥäume* statt *li / ĥäume* (Tobler, Versbau p. 40) auf ziemlich schwachen Hauchlaut.

Dass auch der Vocalabsatz ein leiser, resp. leise gehauchter war, darf geschlossen werden aus Palsgrave (40): „they (the French) joyne the vowels of the wordes that go before to the consonantes of the wordes folowynge in redyng and spekyng without any pausyng, save only by kepyng of the accent: as though fyve or syx wordes or somtyme mo made but one worde."

B. Verbindungen mehrerer Vocale.

Die Untersuchung darüber, wann benachbarte Vocale einer oder zwei Silben angehören, gehört mehr in die Verslehre und kann hier übergangen werden. Wir betrachten nur die einsilbigen Vocalverbindungen, d. h. die Diphthonge, und zwar

I. Fallende Diphthonge.

Das heutige Franz. kennt bekanntlich keine fallenden Diphthonge mehr. Selbst in solchen vereinzelten Fällen wie *aïe* oder *Raoul* fasst der Franzose den Diphthongen als steigend auf, obwohl der akustische Effect bei *a* als erstem Element dem fallenden *a͡i* und *a͡u* sehr nahe kommt (vgl. Sievers 125, Anm. 6). Das Afr. dagegen besass eine ziemliche Anzahl fallender Diphthonge. Diese wurden dann, zum Teil bereits vor dem 16. Jh., zum Teil während desselben, entweder monophthongisch oder mit Verrückung des Accentes steigend. Die Grammatiker reden freilich noch viel von (fallenden) Diphthongen, allein dieser Ausdruck wurde von ihnen, wie wir schon mehrfach hervorgehoben haben, auch für blosse Digraphe angewendet. Gleichwohl scheinen einige Reste der afr. Aussprache noch während der ersten Hälfte unseres Zeitraums, landschaftlich zum Teil noch weit länger, und *o͡i* wenigstens bei Nasalirung des zweiten Elementes bis tief ins 17. Jh. hinein, fortgelebt zu haben. Prüfen wir kurz die einzelnen Fälle.

ai. Diez Gr. I[3] 429 nimmt den Laut *è* schon für sehr frühe Zeit an. Durchgangsstufe war natürlich *e͡i* (genauer *e͡e* mit reciproker Assimilation). Diesem wird es denn auch noch im 16. Jh. von eini-

gen Grammatikern gleich gesetzt. So Palsgrave (XVIII): „in stede of *ai*, they sounde most commenly *ei*.“ Eben so Meigret (9 r°): „Or comẹnç' ẹn notre lange la diphthonge, ẹi, par ẹ ouuẹrt, ſucçeder a çẹlle d'ai ẹn aocuns vocables : tẹllemẹnt qe nou' n' oyons plus dire aymer, ſi ſouuẹnt q'ẹymer.“ Dubois, der überhaupt sehr conservativ ist, lehrt die diphthongische Aussprache *a͡i* (8): „Nanque a͡i . . . non ae, ſeu ẹ cum Graecis : non ai diuiſas vocales cum poetis Latinis, ſed a͡i una ſyllaba vtriuſque vocalis ſonum leniter exprimente, pronuntiamus : qualis vox aegrotis & derepente laeſis eſt plurima.“ Indessen deutet gerade diese Heranziehung der Interjection *aïe* darauf hin, dass es mehr sein Wunsch war, es möchte überall so gesprochen werden, als dass der Laut wirklich allgemeiner üblich war. Thurot (291) sagt wohl mit Recht von dieser Stelle: „Il est fort douteux qu'il (Dubois) ait figuré exactement l'usage de son temps : il est à croire que là, comme partout, il a rapproché violemment les formes des mots français de l'étymologie latine.“ Palsgrave (12) beschreibt deutlich diphthongischen Laut: „*Ai* in the frenche tong is sounded lyke as we sounde «ay» in these wordes in our tong «rayne, payne, fayne, disdayne,» that is to say, *a* distinctly and the *i* shortly and confusely.“ Périon (45) will in einigen Fällen vor stimmhaftem *s* *a͡i* gesprochen wissen: „In hoc enim verbo (*âise*) atque similibus *ai* pronunciamus eodem modo quo *ai* diphthongum, in hoc vocabulo παῖς, id est, puer, Graeci solent. Nam in cæteris, id est, in principio verbi, vel aliis locis praeter extremum non aliter atque æ diphthongum Latinam pronunciant. Nos etiam *ai* si alia litera quàm s sequatur, eodem modo quo æ diphthongum pronunciamus, quod etiam in iis quæ à Latinis ducta sunt observamus, ut par cultrorum *Paire de coulteaus*. Quin ne quoties quidem s sequitur, semper ita pronunciari debet, ut racemus, *raisin*, quod verbum ita pronunciamus, ut si *resin* scriptum esset.“ — Bei einigen Wörtern scheint sich *a͡i* besonders lange gehalten zu haben, so bei *aimer* und *aider*. Meigret, der sonst ziemlich consequent *ai* durch ẹ wiedergiebt, stellt *aymãt, aydãt* mit *haïr* zusammen (Ellis 118), schreibt aber an anderen Stellen auch *ẹymer* (vgl. oben). Peletier (132) kennt schon *emer* neben *eymer*. Beza (41) bezeugt noch diphthongisches *aimer* in der Picardie. Bei *aider* findet St. Lien (69) in der Normandie zu viel *i*. Le Gaygnard (Thurot 315) stellt es zusammen mit *naif, crainte, maintenant*. — In der Verbalendung *-ai* schwankt die Aussprache noch eine Zeit lang. Vgl. Cauchie (9): „In terminatione effertur à nonnullis ut *é*, ab alijs ita pronunciatur ut dicas proximè ad *ei* accedere, ut: *i'aimay . . ie luy diray*.“

Andrerseits sind die Angaben über *ai* = *è* so zahlreich, dass es überflüssig ist zu citiren.

ei. Dubois (8) erklärt sich in derselben Weise für *e͡i* wie vorhin für *a͡i*. Palsgrave (13) hat ebenfalls wieder seine Phrase mit dem ‚*i* shortly and confusely pronounced', giebt aber nur zwei Beispiele, in denen beide Mal mouillirtes *l* folgt: *conseil, uermeil.* Erasmus (82) sagt, dass der Diphthong *ei* „apud Gallos rarius auditur". Unter den späteren Grammatikern findet sich eine Andeutung diphthongischer Aussprache noch bei Beza (45), aber nur vor *n*: „Haec diphthongus non profertur nisi mox ſequente *n,* & ita pronuntiatur vt paululum prorſus ab *i* ſimplici differat, vt *gueine,* vagina: *plein,* plenus", dessen Fem. aber besser *plene* geschrieben werde, *pleine* sei picardisch.

oi. Einen fallenden Diphthongen *o͡i* mit etwas schwankendem Lautwert hat Ulbrich (Zeitschr. III 385 ff.) im Auslaute und vor *n* aus Palsgrave nachgewiesen. Was den ersten Fall betrifft (*oi* im Auslaut), so fragt sich nur, ob dies die allgemeingültige Aussprache war. Erasmus kennt dieselbe auch, schreibt sie aber nur einigen Franzosen zu (81): „*oi* diphthongus Gallis quibuſdam eſt familiariſſima, quum uulgari more dicũt, mihi, tibi, ſibi : aut quũ pronuntiant, fidem, legem, ac regem. Hic enim audis euidenter utranq; uocalem o, & i." Dubois' Bemerkung (8): „o͡i, non i, cum Graecis, nec œ cum Latinis, ſed vi vtriuſque vocalis ſeruata" giebt wenig Aufschluss. St. Lien (23 f.) will der Aussprache gemäss geschrieben wissen *moe̋, toe̋, foe̋, loe̋, Roe̋, foe̋, quoe̋, moène* ... cùm vulgò ſcribantur per *y* ... qua in re multum iuuarentur non ſolum Burgundi, ſed & rudiores Gallorum plus æquo, *y* , pronuntiantes." Andrerseits aber sei vorzuziehen„ *je lifoyę̆, couroyę̆* ..., quæ certè ſcribi non poſſunt vt *moe̋, toe̋* : quandoquidem trahimus vltimam in *lifoyę̆, couroyę̆* ... continuando ſpiritum: in *moe̋* autem quamuis hiemus propter, *e̋*, apertum, tamen vocem non continuamus, ſed potiùs decurtamus." — Pillot (1 v°) sagt: „*Oi*, vel *oy*, mutuata eſt à veteribus græcis, quorum priſcam & genuinam pronunciationem retinemus, nempe ex *o* & *i* reſultantem", woraus sich, da keine Beispiele und weitere Erklärungen gegeben sind, schwer etwas Bestimmtes schliessen lässt.

Der zweite Fall (*oi* vor Nasalen) ist sicherer belegt. Ulbrich führt ausser Palsgrave noch Beza und verschiedene Grammatiker des 17. Jh. an, die *oi* vor *n* und *m* als fallenden Diphthong ansehen. Aus dem 16. Jh. füge ich noch hinzu: Meigret (Ellis 130): „En moins, royal, loyal, nous oyons euidemment en la prolation la diphthongue commencer par o & finir par i." — Eben so Ramus (Livet 206):

o͡i vor *n* und vor Vocalen. — Cauchie (11): „*Oi* germanam, & primam ſuam uim tuetur in his: *moins .. moindre .. loing .. ſoing .. oindre .. beſoing .. poinct .. royal .. loyal* .. Et ita, ni fallor, ſemper ante *n* reddi ſolet, niſi quòd dictio *royne* .. proferatur ac ſi ſcripta eſſet hoc pacto, *reine*.“ — St. Lien (76): *oi* = *oè* am Ende und in *moine*, aber in *oin*, „*i*, ſuam retinet naturam.“ — H. Estienne (46 f.): „*oi*: Sonus diphthongi iſtius ambiguus eſt quodammodo inter ſonum literarum oi & literarum oe: quum dicimus *Mois, Fois, Trois, Pois.* Sed magis ſonum ſuum in hac diphthongo retinet litera *i*, in vocabulis vbi hanc ſequitur *n*, vt in *Coin, Moins, Poins, Soin, Beſoin.*

Wir sehen also, dass im Allgemeinen, abgesehen von dem Fall vor Vocalen, von welchem noch nachher die Rede sein wird, *o͡i* nur vor silbenschliessendem *n* zugegeben, im Auslaute aber vielmehr (steigendes) *oè* vorgeschrieben wird. Ueberhaupt scheint es, dass sich die fallenden Diphthonge *a͡i, e͡i, o͡i* gerade vor Nasalen besonders lange erhielten.

ui: ist schon in afr. Zeit steigend geworden (vgl. Diez I[3] 434).

au. Palsgrave (14) hat die merkwürdige Regel: „*Au* in the frenche tonge shalbe sounded lyke as we sounde hym in these wordes in our tonge, ((a dawe, a mawe, an hawe)). Except where a frenche worde begynneth with this diphthong *au*, as in these wordes, *avlcún, ávltre, av, avssi, avx,* and *avcteur,* and all suche lyke, in whiche they sounde the *a* almost lyke an *o*.“ Ellis (142) setzt, ohne auf diese sonderbare Exceptio Rücksicht zu nehmen, das *au* Palsgrave's ohne Weiteres = *a͡u*, ein Laut, der indes für jene Zeit höchst fraglich erscheint. Landschaftlich freilich mag es sehr wohl, selbst später noch, ein fallendes *a͡u* gegeben haben. Vgl. Beza (43): „Normanni verò ſic illa ſonorẽ pronuntiant vt *a* & *o* audiatur, vt qui dicant *autant,* perinde penè ac ſi ſcriptum eſſet *a, o, tant*.“ Im Allgemeinen aber war *au* zur Zeit Palsgrave's sicher schon monophthongirt.

Dass **eu** und **ou** ebenfalls schon lange vor dem 16. Jh. den Lautwert *ö* und *u* hatten, ist bei den labialen Vocalen zur Genüge erläutert worden.

iu, das schon im Afr. vielfach zu *ui* umgestellt wurde, findet sich im 16. Jh. nicht mehr.

Summa: Abgesehen von landschaftlichen Eigentümlichkeiten, gab es fallende *u*-Diphthonge im 16. Jh. gar nicht mehr und fallende *i*-Diphthonge nur noch bei nasalem *i*.

II. Steigende Diphthonge.

Man hat die Tobler'sche Unterscheidung zwischen fallenden und steigenden Diphthongen in letzter Zeit wieder vielfach aufgegeben, um nur die ersteren als eigentliche Diphthonge zu bezeichnen, in letzteren dagegen Verbindungen von Halbvocalen mit Vocalen zu sehen. Manche Phonetiker, namentlich französische, wie L. Havet (vgl. Romania III 321 ff. VI 321 ff.), sprechen sogar von einem consonantischen *yod*, das sie mit unserem deutschen *j* zu identificiren geneigt sind. Dagegen ist mit Sievers (123 ff.) zu erinnern, dass die in Rede stehenden Vocale doch nur ihrer Silbenfunction nach consonantische Geltung haben, ihrem Laut nach aber durchaus vocalisch bleiben. Mag man das, was Duclos den *‚son transitoire'*, Thurot (281) die *‚voyelle faible'*, Sweet (66) den *‚glide-vowel'* nennt, immerhin auch mit Sievers als Halbvocal bezeichnen, die Hauptsache ist, dass derselbe bei den sog. eigentlichen Diphthongen eben so gut vorkommt (Sievers 123), nur mit dem Unterschiede, dass er einmal als zweites Element, das andere Mal dagegen als erstes fungirt, was eben den Unterschied zwischen fallenden und steigenden Diphthongen ausmacht (vgl. Sweet's *fore-glide* und *after-glide diphthongs*, 68). Diese Ausdrücke sind daher phonetisch wohl begründet. Wenn Sievers sie trotz der richtigen Erkenntnis des Sachverhalts nicht anwendet, so tut er es eingestandenermassen der Terminologie der alten Grammatik zu Liebe. Gerade in der franz. Grammatik sind nun aber Laute wie *ié*, *oi* von jeher als Diphthonge behandelt worden, und es ist gar nicht abzusehen, weshalb gerade die franz. Phonetiker davon abgehen wollen. Thurot (281) vereinigt zwar beide Arten unter dem gemeinsamen Namen Diphthonge, nennt aber (282) die *i*, *ou* und *u* als erste Elemente geradezu Consonanten. Hätte ihm einmal ein Deutscher ein *Eh bien!* oder ein *Travaillons!* mit deutschem spirantischem *j* zu hören gegeben, er würde sich wohl überzeugt haben, dass ein solcher Consonant im Franz. gar nicht existirt. So sind denn auch seine langen Untersuchungen (282 bis 290) darüber, ob die genannten Laute früher auch schon consonantisch gewesen seien oder nicht, durchaus müssig und wertlos. Offenbar sind sie es nie mehr gewesen als jetzt. Denn hätten sie sich wirklich erst einmal zu spirantischen Lauten herausgebildet, so wären daraus auch bald andere phonetische Veränderungen gefolgt, ähnlich wie beim Uebergange des Vulgärlateins zum Franz. Sie sind aber ihrer Function nach auch nie weniger consonantisch gewesen als jetzt, denn sonst könnte von Einsilbigkeit nicht mehr die Rede sein. Wie

für alle steigenden Diphthonge, so gilt auch für die franz. des 16. wie des 19. Jh., was der Grammatiker Harduin (1757) sagt (Thurot 282): „L'i, l'u et l'ou sont toûjours de vraies voyelles, même lorsqu'ils sont suivis d'une autre voyelle dans la même syllabe, comme dans aïeux, fiacre, huile, fuir, oui, fouir. Quoique la conformation des organes ... ne soit point alors exactement la même que quand on s'arrête sur les sons i, u, ou, l'action de ces organes ne varie pas essentiellement. Toute la différence vient de ce que cette action est moins forte et moins complette dans le premier cas que dans le second." Uebrigens übersieht Thurot bei seinen Untersuchungen ganz, dass, wenn die alten Grammatiker von dem Unterschiede zwischen *i voyelle* und *i consonne* reden, wie z. B. wenn St. Lien in der von Thurot selbst (283) angeführten Stelle verlangt, dass in *ayons, voyez* vocalisch und nicht consonantisch gesprochen werden soll, — dass sie dann, sage ich, unter *i consonne* den Laut *ž* verstehen, der ja in der Orthographie noch vielfach durch *i* statt durch *j* bezeichnet wurde. Wenn andrerseits spätere deutsche Grammatiker wie De la Faye (1613), Spalt (1626), Duez (1639), den Laut mit deutschem *j* vergleichen, so ist das eben nur ein Vergleich, aber eben so wenig eine völlig zutreffende Identität wie heute.

Als erste, der Function, nicht dem Laute nach, consonantische Elemente steigender Diphthonge fungiren also *i̯*, *u̯* und *ü̯*[1]), die zweiten vollen Vocale können sehr verschieden, auch nasal, sein. Ein *e̯* als erstes Element wird für das 16. Jh. angegeben in dem sog. Triphthongen *eau*. Dass hierin das *e* noch nicht verstummt war, bezeugen alle Grammatiker, die davon sprechen. Nach Meigret und Beza[2]) war es ein *é*. Dasselbe schwächte sich aber bald zu einem weiblichen *e* ab und verstummte dann ganz, zuerst in der Aussprache des Hofes (vgl. Thurot 435 f.). Im Volke freilich blieb es zum Teil bestehen und wurde zu *i*. Vgl. Beza (52): „Vitanda eſt autem vitioſiſſima vulgi Pariſienſis pronuntiatio in hac triphthongo, nempe *liaue* & *liau* pro *leau, beau, ruiſſeau*." Noch heute ist diese Aussprache bekanntlich in der Picardie üblich.

Ob das erste Element von *oi* noch *o̯* oder schon *u̯* wie heute war, ist schwer zu entscheiden. Darmesteter-Hatzfeld (211) und Thurot

1) Vgl über diese Bezeichnung Sievers 123.

2) Meigret 9v°: „Çęt e clos . . . fęt vne triphthõge se joñãt a çęlle de ao: come ęn veao, beao, moreao." Beza 52: „eau: In hac triphthongo auditur *e* clauſum cum diphthongo *au*, quaſi ſcribas *eo*, vt *eau, ſeau, ruiſſeau, beau, veau*." Vgl. auch Diez Gr. I³ 437.

(355) nehmen das Letztere an. Die Grammatiker lehren zwar sämtlich *o̯*. Allein ihre Aufmerksamkeit war wesentlich durch den zweiten, vollen Vocal in Anspruch genommen, und so mögen sie sich über den Lautwert des ersten wohl getäuscht haben. Da gerade die hohen Vocale wegen der starken Engenbildung sich am meisten zu unsilbischer (halbvocalischer) Verbindung eignen, so wäre ein schneller Uebergang von *o̯* zu *u̯* an sich nicht undenkbar.

Was das zweite Element dieses Diphthongen anbetrifft, so war dasselbe im 16. Jh. bekanntlich *è*. Darauf kommen die Grammatiker wegen der Neuheit des Lautes und wegen seines Widerspruches mit der Orthographie so häufig zurück, dass Citate zu weit führen würden. *oè* muss aber dem franz. Organ ein unbequemer Laut gewesen sein, denn er wurde bald geändert, und zwar nach zwei Seiten. In einigen Fällen wurde durch den Einfluss der Italiener und der altnorm. Aussprache *ei* das erste Element ganz unterdrückt und nur *è* behalten (vgl. Diez Gr. I[3] 433 f. Darmesteter-Hatzfeld 212, Thurot 374 f.). Andrerseits machte sich das Volk die Aussprache bald durch progressive Assimilation bequemer und sagte *u̯á*, zunächst vor *s* und *rr*.[1]) Beide Aussprachen werden allerdings noch am Schlusse des Jahrhunderts als incorrect verworfen, haben aber seitdem den Sieg davongetragen. Zu der zweiten bietet die heutige Aussprache insofern ein Analogon, als bekanntlich Wörter wie *fouet, chouette,* selbst *souhait, poète* (vgl. Darmesteter-Hatzfeld 211) zwar nach correcter Aussprache noch *è* haben, vom Volke aber längst mit *u̯a* (resp. *o̯a*) gesprochen werden, was denn wohl in Zukunft herrschend werden wird wie in *moelle, poêle.*

Bemerkenswert ist endlich, dass steigende Diphthonge mit *i̯* häufig nach Vocalen gebräuchlich sind. Schon im 16. Jh. wurde dann gewöhnlich *y* geschrieben. Während aber heute mit wenigen Ausnahmen dann auch noch der vorhergehende Vocal an dem *i*-Laut participirt und seine Aussprache danach ändert, wurde er im 16. Jh. noch vorherrschend rein erhalten. Es sind nämlich drei Möglichkeiten vorhanden: 1) *ai̯-a,* 2) *a-i̯a,* 3) *ai̯-i̯a,* die sich akustisch nur wenig unterscheiden (vgl. Sievers 124). Aus 1) erklärt sich, dass manche Grammatiker, wie Meigret, Ramus, Cauchie (vgl. oben, p. 41 f.), in

1) Vgl. besonders Beza (48): „Corruptiſſimè verò Pariſienſium vulgus . . pro *voirre, foirre* ſcribunt & pronuntiant *voarre, foarre* : itidémque pro *trois troas* & *tras*." — H. Estienne (48:) „Ad illa verò quod attinet . . . *Mois, Fois, Trois, Pois,* monendus es de quadam ineptissima eorum aliorúmque huiuſmodi pronuntiatione: quaſi nimirum literis *o* & *a* in diphthongum coeuntibus ſcriptũ eſſ:t *Moas, Foas, Troas, Poas.* Ita enim non pauci, errorem vulgi (Pariſini praeſertim) ſequentes, pronuntiant."

royal, loyal u. ähnl. einen (fallenden) Diphthongen *o͡i* sehen; aus 2) das, was Des Autels gegen Meigret sagt (Thurot 367): „il n'y ha point de diphtongue en ces mots *ayant, payant, royal* et *loyal,* mais seulement vne contraction, que i' appelle accoursissement: qui encores ne se fait là ou tu prens la diphtongue, mais en la syllabe suyuante: car en *ayant, a* est vne syllabe, et *yant* vne autre, par contraction de deux: en *royal* pareillement *roy* [sic!] en est vne, et *yal* vne autre par mesme figure.“ Aus 3) endlich bildete sich beim Uebergange des ersten (fallenden) Diphthongen in den monophthongischen Laut die heutige Aussprache. Tory (XXXIII v°, vgl. oben, p. 18, 3)) tadelt noch *peier* als Pariser Eigentümlichkeit. Peletier (133) stellt *peyer* und *payer* als gleich gut zusammen. Beza (38) erklärt sich gegen die Schreibung mit *y,* weil dieselbe verschiedene Aussprachefehler zur Folge gehabt habe: „Nã alij ſic iſta efferunt poſteriore *i* eliſo, acſi ſcriptum eſſet *joi, eux : loi, al : moi, en : plai, e.* Alij, vt Aurelij, corruptiſſimè poſterius *i* pronuntiant, vt conſonantem [d. h. als *ž*!], priore *i* expuncto, *a, ie* : *jo, je* : *io, jeux* : *lo, jal* : quas prolationes omnes conſtat vitioſas eſſe, & illam veram prolationem retinendam in qua diphthõgus gemina, aut diphthongus & triphthongus diſtinctè audiuntur, nempe *plai, ie* : *ai, ie* : *pai, ier* : *pai, ement* : *ioi, ie* : *ioi, ieux* : *moi, ien* : *loi, ial* : *loi, iaute* : *roi, ial* : *monnoi, ieur.*“ In ähnlicher Weise tritt auch H. Estienne (40) schon für die zwiefache Geltung des *i* ein: „ . . . *Loyal, Moyen, Doyen, Payer,* quae ita propemodum pronuntiantur vt ſi cum duplici *i* ſcriptum eſſet *Loiial, Moiien,* ita quidem vt prius *i* adhaereſcat praecedenti *o,* ad efficiendam diphthongum: at verò poſterius ſit potius vocalis quàm conſonans : ideóque poſſit ita notari, *Loi͡al, Moi͡en.*“

3 0112 061932379